

Illustrirte

# Frauen-Zeitung

Heft 20.

Jährlich 24 Doppelnummern in Heften  
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 19. October 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/4 M.

XVII. Jahrg.

## Die Alte.

Novelle von Frida Schanz.

(Schluß.)

Von dieser Stunde an waren die Beiden förmlich noch enger verschwistert. Die Zustimmung dieses klugen, erprobten Herzens hatte für Rolf etwas unbeschreiblich Reizvolles und Beglückendes. Er gab sich dem Gedanken seiner Liebe nun noch freudiger hin und ging seinem Ziele rasch und fest entschlossen entgegen. Fast täglich war er in dem Hause der Freunde zu Gast, er ging und fuhr mit ihnen und Eva spazieren, und das Verhältnis zwischen ihr und ihm ward immer beziehungsreicher, immer reizvoller und intimer, immer mehr zu einem Abschluß drängend.

„Ich muß Dich heute um einen Liebesdienst bitten, meine Alte,“ sagte Rolf eines Tages, „und ich weiß,

Du wirst ihn mir nicht abschlagen. Du mußt Eva sehen, und ich muß wissen, wie sie Dir gefällt, ehe ich um sie werbe. Es ist mir, als werde noch manche leise störende Fremdheit zwischen mir und ihr ausgeglichen, wenn ich weiß, daß auch Du dieses wundervolle Menschenkind kennst und liebst!“

Die Alte war nach ein paar kleinen, schüchternen Einwänden wie immer liebevoll zur Erfüllung von Rolf's Bitte bereit. Es sollte am Abend das erste Frühlingsconcert im Stadtpark stattfinden, und die Freunde hatten Rolf gebeten, dort mit ihnen zusammenzutreffen. Als etwas ganz besonders Erfreuliches hatte er es schon angekündigt, daß er vielleicht seine Schwester bewegen werde, mit zu kommen.

Als die Beiden den Concert-Garten erreichten, saßen die Freunde schon bereit. Es fand eine laute, lachende, vertrauliche Begrüßung statt, namentlich wurde das Mitkommen der Alten wie ein besonders bemerkenswerthes Ereigniß gefeiert. Trotzdem war diese mit

einem Male weniger froh und frei; es war wie ein Schatten über ihre Seele gezogen. Sie war gleichsam erschrocken beim Anblick des Mädchens, das sie um Rolf's willen, ohne es zu kennen, zu lieben begonnen.

Eva war noch viel schöner und vollkommener, als Rolf sie geschildert und als sie sie sich vorgestellt hatte. Und trotzdem war die Alte im ersten Augenblicke entschieden, daß sie ihr nicht gefiel. Natürlich mußte dieses matte, zarte Gesicht mit den weißen Linien und den wundervollen Augen, diese herrliche Gestalt einen Mann bestriden. Es lag etwas Unjagbares, etwas Schneeeiges, Schmelzendes über der ganzen Erscheinung, aber es lag kein Morgenthau mehr darüber, nicht jenes Duftige, Erquickende, unter dessen keuschem Hauche die weiße Mädchenknospe sich zum gesunden, süßen, vollkommenen Weibe entfaltet.

So schnell, wie alle diese Empfindungen aufstauden, suchte die Alte sie auch schon zu unterdrücken. Sie sah, daß es hier nichts zu warnen, nichts aufzuhalten



In der Klosterküche. Von Ernst Kovak. — Siehe Seite 160.  
Original im Besitze der Kunsthandlung von Friedrich Schwarz in Wien.



gab, es floß wie ein starker Strom unaufhaltbaren Begehrens zwischen Nolf und Eva hin und her; und unmöglich hätte ein Mann wie Nolf sich das, was seine heftige Reigung ihn nicht sehen ließ, durch irgend einen Rathgeber der Welt erklären lassen.

So gut es ging, stimmte die Alte in die allgemeine Heiterkeit ein; man verlangte von ihrer Natur nicht mehr, als sie gab. Und doch tauchte in Nolf ein paar Mal der flüchtige Gedanke auf, er habe sich ihr Antlitz, ihr Lächeln, ihre Stimme an diesem Abend noch anders vorgestellt; er kannte sie genau, und ihm allein kam sie traurig vor. Wie im Fluge beunruhigte ihn ein paar Mal der Gedanke, er nehme Eva zu sehr in Anspruch und hindere sie, sich so aufmerksam, herzlich und freundlich gegen Gertrud zu erweisen, wie diese es verdiene.

Um so mehr glaubte er auf dem Heimwege, den er zum größten Theile allein mit seiner Alten zurücklegte, es gut machen zu müssen. Er hörte trotz aller Mühe, die sie sich gab, freundlich und begeistert zu urtheilen, doch heraus, daß ihre Seele umflort sei; er glaubte sie durch Eva's etwas nachlässiges Entgegenkommen gekränkt, und gerade, weil er heute so über Alles glücklich war, that sie ihm leid. Die freundliche, lei' gedrückte Stimme, mit der sie in tausend lieben Worten Eva's große Schönheit pries, erfüllte ihn zum ersten Male mit einer unbeschreiblichen Wehmuth, einem Gefühle von zärtlichem, weichem Mitleid für ihre verlorene Jugend; er nahm es sich ernst und heilig vor, als einziges Brautgeschenk die volle Liebe und Würdigung Eva's für sie zu erbitten.

Wenige Tage darauf war Nolf's heißester Wunsch erfüllt; Eva war seine Braut. Sie hatte ihn erhört und ihm in bezaubernder Aufwallung gestanden, daß sie ihn schwärmerisch liebe, und daß sie bereit sei, mit ihm an das Ende der Welt zu gehen.

Auch die Alte ein wenig zu lieben und um ihre Freundschaft zu werben, hatte sie versprochen, obgleich sie es komisch, fast zum Uebelnehmen fand, daß er in der Stunde des ersten, süßen Aussprechens Zeit fand, an eine Andere zu denken und sie beinahe in den Himmel zu heben.

„Du weißt, Du ahnst nicht, wie wir uns stehen, wach' eine seltene, edle Freundschaft dies ist zwischen mir und ihr,“ versuchte er ihr zu erklären.

„Ja, ja,“ sagte sie lachend und sah ihn schelmisch mit den bestrickenden Augen an, „jetzt aber komm auch wieder einmal zu mir zurück! Ja? Wenn ich nicht irre, hattest Du mir soeben Dein Herz geschenkt!“

Die ganze Familie Nolf's war stolz und glücklich über die Verlobung; dieses Ereigniß hatte gerade noch gefehlt, um Lust und Leben in dem fröhlichen Kreise voll zu machen. Alle fanden Eva über alles Lob schön und bezaubernd; ihr Reichthum, nach dem Nolf vorher gar nicht gefragt, kam noch dazu, um ihre herzwinnende Liebenswürdigkeit, die Natürlichkeit, die sie den neuen Verwandten entgegen brachte, werthvoll zu machen. Begeistert sangen die jungen Frauen ihr Lob.

Daß die Alte nicht völlig frei und fröhlich in das selbe einstimme, hätte Niemand aufzufallen brauchen, denn sie verschwendete in der That Worte genug, Worte freundlichsten Beifalls und großer Begeisterung, um jenes quälende und drückende Gefühl zu verbergen und zu verschweigen, das ihr wie eine nagende Krankheit im Herzen saß. Aber Nolf hatte merkwürdiger Weise trotz aller frohen Erregung sein scharfes Auge für ihre Seelenstimmungen bewahrt, und es schmerzte ihn, daß seinem Liebesglücke gerade jene zarte Vollkommenheit fehlte, auf die er sich am meisten gefreut.

Zu seinem sehnsüchtigen Begehren, die beiden Herzen einander doch noch zu nähern, that er übrigens vielleicht zu viel. Mehr als einmal bat er Eva noch auf's Herzlichste, der Alten mehr Vertrauen zu schenken; gerade dadurch mehrte er ihre Zurückhaltung. Gertrud's ganze selbstlose, großmüthige Rücksicht konnte sich gegen die schmollende, unfreundliche Abwehr des verzogenen Weltkinds nicht länger behaupten; bald ließ sich über eine kleine offene Klüft, welche sich zwischen den beiden Mädchen aufgethan, auch bei der freundlichsten Auffassung der Dinge, nicht mehr hinwegsehen.

Lange noch gab Nolf die Hoffnung, die störende Spannung auszugleichen, nicht auf. War das allgemeine Glück und Verständniß auch zu groß, um diesem kleinen Unbehagen viel Raum zu lassen, so war letzteres für seinen Blick doch fast unausgesetzt bemerkbar. Er liebte Eva wie je, er war der aufmerksamste, begeistertste Bräutigam; aber es lag ein Schatten auf seiner Freude. Das überströmende Jubelgefühl hatte durch manche Stunde ernstern, träumerischen Nachdenkens gelitten. Bei all' ihrem hohen, ihn täglich überraschenden Liebreize stand Eva in seinen Augen gewiß nicht weniger begehrenswerth, aber weniger ideal, weniger edel und vollkommen da, seit er sich bewußt ward, daß sie Gertrud's Beifall und Liebe verscherzt.

Daß dabei eine Spur von Schuld, nur ein Hauch von Unrecht und Thorheit auch auf Seiten der armen

Alten hätte liegen können, kam ihm, so viel ihn die Sache beschäftigte, nie zu Sinne. Ihre Güte, ihr Wohlwollen waren tausendmal erprobt und für ihn über allen Zweifel erhaben; ihr Urtheil war zu klar, ihre ganzen Anschauungen waren zu frei und groß, als daß sie kleinlichen Anwandlungen hätte folgen können. Er wußte, wie viel sie geopfert haben würde, um jede Störung seines Glückes aus dem Wege zu räumen.

So kam es, daß Nolf die nach außen hin fast weisenlosen Kränkungen und Klümmernisse, welche die Alte in dieser Zeit erfuhr, tiefer und peinlicher nachempfand, als jene Umstände, welche seiner Braut manchmal die Laune verdarben. Ein schmerzliches Bedauern mit Gertrud lag ihm immer im Sinne. Er wußte, daß sie litt, wie nie zuvor im Leben, in dieser Zeit, wo er doch reich und begnadet war, wie nie zuvor. Unwillkürlich schlich sich etwas, wie ein scheues, heimliches Schuldgefühl in sein Mitleid ein. Er gab sich Mühe, es gut zu machen, was die Alte an Leid erfuhr, als ob er es selbst sei, der ihr dieses Leid bereitet.

Daß seine Braut alle diese kleinen Aufmerksamkeiten als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte ansah, konnte ihm schwerlich entgehen, denn Eva verstand es, ihre Launen und Stimmungen, eine Art von eigenwilligem, losstem Kindertroze, zwar immer in feinen, beherrschten Grenzen, aber für das Auge eines schwärmenden Liebhabers doch immerhin sehr deutlich bemerkbar zur Schau zu tragen. Wie über eine wirkliche Kindertroze suchte er sich über dies Spiel von Zurückhaltung und Gekränktheit hinweg zu setzen, aber bald sollte er mit Schmerz und Schreden sehen, daß die Bedeutung der Sache doch tiefer lag, als er geglaubt.

Man hatte an einem der letzten Mai-Nachmittage eine große, gemeinsame Wagenpartie nach einem nahen romantischen Waldgrund beschlossen, für dessen trauliche Heimlichkeit Nolf während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit eine sehnsüchtige Vorliebe aus den Tagen seiner Kindheit her bewahrt hatte. Mit ausgelassener Freude sah der Weitgereiste diesem kleinen, unbedeutenden Ausfluge entgegen.

„Weißt Du noch, Alte,“ neckte er während des Mittagessens, bei dem heute die ganze Familie um den langen Tisch im Vaterhause gereicht war, „wie großartig Du als kleines Mädchen immer thatest, wenn es nach dem Waldhose ging und Du den Proviantkorb gegen unsere Ueberfälle vertheidigtest? Und wie Du das Schaukeln nicht leiden mochtest und wie eine arme kleine Henne aufplattertest, wenn wir recht hoch flogen? Und befinnst Du Dich noch auf die Maiblumenstelle im Walde hinter der Wirthschaft? Weißt Du dies noch? Weißt Du jenes noch?“

Die Alte war wieder ganz in ihrer klaren, lächelnden Stimmung. Sie wußte Alles noch genau, und sie freute sich auf die Auffrischung dieser wichtigen Wichtigkeiten ebenso thöricht, wie der thörichte Mann.

Als die ersten Wagen, mit lauter jungen, übermüthigen Ehepaaren und schneeweißen und himmelblauen Babies besetzt, schon davon gerollt waren, wandte sich Nolf zwischen Thür und Angel auf einmal mit der erschrockenen Frage um: „Ja, was ist denn das? Wo ist denn die Alte?“

Die arme Alte war plötzlich unwohl geworden und hatte sich niedergelegt. Sie ließ Nolf durch den jüngsten Bruder inständig bitten, kein Wesen von der Sache zu machen, man werde sie nicht vermissen; er kenne ja von früher diese plötzlichen kleinen Niederlagen bei ihr, die nichts zu bedeuten hätten.

Trotz dieser ausdrücklichen Weisung ließ Nolf sich nicht abhalten, noch einmal sehr eilig und sehr ausgebracht in Gertrud's Zimmer hinauf zu stürmen und so ärgerlich mit allen Thüren zu klappen, als ob ihm ihre sonst immer sehr respectirten Kopfschmerzen, das letzte Ueberbleibsel ihrer früheren Kränklichkeit, heute nicht das mindeste Mitgefühl einflößten.

Die Alte lag, wie er vorher gewußt hatte, keineswegs darnieder, sondern kam ihm von ihrem blumenbesetzten Fensterplatze, wo sie in nachdenklichem Sinnen gesessen hatte, erschrocken entgegen, reichte ihm beide Hände und sagte herzlich, mit frischem Erröthen: „Da Du mich nun ertappt hast, lieber Junge, darfst Du mich erst recht nicht blamiren und die Sache an die große Glocke hängen. Es fehlt mir in der That weiter nichts, als das bekannte Schulfieber, das man bekommt, wenn man seine Aufgabe nicht kann. Ich konnte heute Nachmittag nicht mit, es kommen jetzt zuweilen Schrüllen, richtige Altejungen Schrüllen, über mich, ich bin dann nicht liebenswürdig, beleidige die liebsten Menschen und nehme das unschuldigste Wort ungeheuer übel. Ich hätte Euch heute Euer Vergnügen nur gestört.“

„Es ist nicht nöthig, daß Du nun noch weiter lägst, meine Alte,“ sagte Nolf, der sie während ihrer langen Rede unverwandt angesehen hatte. „Du brauchst es gar nicht zu gestehen: es hat Dir heute Jemand sehr wehe gethan —“

„Aber Nolf —“

„Du warst nach Tische noch mit Eva im Musikzimmer allein?“

„Nolf, Du machst Dich ganz und gar lächerlich!“

„Du warst? Ja? — Nein?“

„Nolf, ich bitte Dich, laß doch die Andern nicht so sehr lange warten! Lebe wohl und geh!“

„Ganz bestimmt nicht eine Minute früher, als bis Du Deinen Hut nimmst und mitkommst! Ich bitte Dich für Eva um Verzeihung, — was auch geschehen sei. Zeige nur einmal Dein gutes Herz, vergieb, thu' es mir zu Liebe, komm' mit!“

Zedenfalls hatte sich Gertrud schon vorher mit allerlei triftigen Ausreden gewappnet, denn es verfloßen wohl noch fünf Minuten in Bitten, Abwehren und Schwanken, ehe sie mit ergebnem Ausdruck in den liebenswürdigen Zügen den schwarzen Strohhut auf den aschblonden Zöpfen befestigte, Schirm und Umhang ergriff und ihm folgte.

Den Harrenden war die Zeit in der That übermäßig lang geworden. Eva saß wie versteinert auf dem Polstersitze des leichten Cabriolets, dessen Zügel sie selbst zu führen gewöhnt war, und die jungen Brüder empfingen Gertrud mit einem ebenso von Ungeduld als von Freude zeugenden Lärm in ihrem Landauer, der den Beschluß der Wagenreihe bildete.

Mit überaus herzlicher Entschuldigung nahm Nolf nun neben seiner Braut auf dem eleganten, lustigen Fahrzeuge Platz.

Ihr Gesicht weißagte nichts Gutes. Aber ihre prächtige Erscheinung war so hinreißend in ihrer glänzenden Vollkommenheit, daß der kleine Zug von Unbehagen, der auf ihrem Antlitze lag, in ihrem großen Liebreize förmlich unterging. Trotz seiner leisen Bekümmerniß war sein Herz voll von Liebe für sie; gerade jetzt wollte er, koste es, was es wollte, diesen einzigen leidigen Schatten zwischen ihm und ihr für immer durch ein letztes, herzlich offenes Aussprechen verbannen.

Wie im Fluge rollte das leichte, feine Gefährt dahin.

Mit neckischen und doch von innigem Gefühl durchzitterten Worten sprach Nolf über das Rollen der Räder hinweg auf Eva ein. Aber kein Lächeln und kein Liebesblick vermochte sie aus ihrer ablehnenden, ungnädigen Laune zu reißen.

„Bist Du mir etwa wirklich böse, liebes Herz?“ frug er in noch unerschütterter Freundlichkeit. „Ich bin nur für Dich thätig gewesen. Du hattest, — gewiß ohne daß Du es wolltest, — die Alte ein wenig gekränkt, und ich habe sie versöhnt. Es ist mir nicht wohl, wenn ich weiß, daß sie etwas gegen Dich auf dem Herzen hat. Sie sollen Dich Alle lieben und Gertrud zumeist.“

Es wahrte eine Weile, bis Eva Antwort gab.

„Du bist sehr gütig,“ flüsterte sie endlich mit bebender Stimme. „Mir wäre es lieber gewesen, ich hätte hier nicht eine halbe Stunde auf Dich warten müssen und Du hättest dafür Gertrud von mir denken lassen, was sie will. Ich hoffe, Du machst Deine Liebe zu mir nicht einzig und allein von ihrem Urtheile abhängig.“

Nolf erschrak. „Mein Gott, Eva, wie kommst Du zu dieser unglückseligen Gereiztheit?“

Das schöne Mädchen straffte die Zügel und setzte sich noch sicherer und stolzer auf ihrem Platze zurecht.

„Ich bin durchaus nicht gereizt,“ sagte sie kühl, das feine Haupt mit unbeschreiblicher Grazie wiegend, „im Gegentheil ganz in der Stimmung, Dich sehr ruhig um etwas zu bitten: Gieb endlich diese rührenden Vermittelungsversuche zwischen Gertrud und mir auf, Nolf! Es ist einfach und zweifellos: wir sind uns nicht sympathisch. Und sieh', mein Ehrgeiz ist es durchaus nicht, mir Jemandes Zuneigung zu erwerben, dem mein ganzes Wesen nicht gefällt!“

„Du bist in einem großen Irrthume befangen, Liebe,“ gab Nolf sehr ernst zurück. „Die gute Alte hat Dir sehr viel Herzlichkeit und Wohlwollen entgegen gebracht. Ich hätte es innig gewünscht, ja, es hätte mich wahrhaft beglückt, wenn Du Werth auf dieses Herz und seine Zuneigung gelegt hättest.“

„Weshalb denn, Nolf?“ frug sie gedehnt, mit gut gekünsteltem Staunen. „Aus welchem Grunde soll mir irgend etwas werthvoll sein, nach dem ich selbst kein Verlangen trage? Soll ich meine Natur verleugnen, damit Gertrud den Triumph hat, es sei keine Gotttheit da außer ihr? Wen von uns willst Du denn am liebsten zufrieden sehen? — Ja, — gerade heraus, Nolf: wer steht eigentlich Deinem Herzen näher, — sie oder ich?“

Es war ein Augenblick des Erschreckens und Erkennens für Nolf, den er wünschte, nicht erlebt haben zu müssen.

„Das lange Warten scheint Dich wirklich sehr erregt zu haben, Eva,“ sagte er, sich zur Ruhe zwingend. „Du wirfst die Begriffe ja arg unter einander. Giebt es überhaupt einen Vergleich zwischen dem Gefühl, mit dem man eine Braut, und jenem, mit dem man eine Schwester liebt?“



Eva zog die Unterlippe leicht zwischen den feinen Zähnen ein und sah Kolf eine Weile mit einem großen, wunderbaren Blick aus reglosem Antlitz an.

„Gertrud ist nicht Deine Schwester,“ sagte sie dann kurz und trieb die Pferde plötzlich zu schnellerem Laufe. Es ward dem Manne schwer, in der übergroßen Betroffenheit, in welche ihn der Ton dieser Bemerkung versetzte, überhaupt weiter zu reden. Und doch schien ihm gerade jetzt das richtige Wort von bedeutungsvollem Werthe, um ein aufdämmerndes Chaos von Gedanken, eine Erkenntniß, eine plötzliche Auffassung, welche ihn auf's Sonderbarste betraf, weit, weit, für immer von sich zu werfen.

„Nenne es wie Du willst,“ sagte er beherrschend, „Schwester, Freundin, guter Genius, wenn Du magst, — jedenfalls ein armes, treffliches Geschöpf, das seine Jugend für uns Alle dahin gab, das stets außerhalb alles weiblichen Ehrgeizes stand, das von vornherein auf Alles verzichtete, was Dir verschwenderisch geschenkt ward, das nie berückend war, nicht jung, nicht schön.“ — Noch einmal traf ihn ein solch' prüfender, eigenthümlicher Blick; ein feines Lächeln glitt wie ein Hauch um die rothigen Lippen. „Nicht schön?“ — wiederholte sie nach einer Weile in leisem, lang gezogenem Tone, mit spielendem Nachdruck.

Beide schwiegen darauf, Eva beinahe ein wenig verlegen. Kolf in ein tiefes, sonderbares Sinnen verloren. Sie war es, die die Sprache endlich wieder fand und das Gespräch mit der ihr eigenen raschen Gewandtheit auf ein gleichgültiges Gebiet hinüberlenkte.

Eine eigenthümliche innere Unruhe und Verstimmung blieb von diesem Tage an in Kolf's Seele zurück. Seine laute Daseinslust schien gedämpft; er begann sich mit großem Eifer der Umwicklung der mit seiner Heimath-reise verbundenen Geschäfte zu widmen, machte kleine Reisen, schrieb und empfing ungeheuer viel Briefe, — der große Ferienjubel, wie er selbst sagte, war vorbei. In Wahrheit war es eine große, schmerzliche Enttäuschung, die mehr und mehr in seiner Seele um sich zu greifen begann. Er fühlte das seelische Band zwischen sich und seiner Braut gelockert; die erste offene Verstimmung hatte mehrere andere nach sich gerissen. Seine Neigung, die ihm selbst so theuer geworden war, und welche die seltenen Reize Eva's immer auf's Neue belebten, kämpfte mit der wachsenden Erkenntniß von der inneren Werthlosigkeit des Mädchens einen herben, peinlichen Kampf. Mit aller Kraft suchte er den Besitz seiner Liebe vor sich selbst zu retten. Er wollte nicht anerkennen, was sich ihm immer deutlicher aufdrängte; die Hoffnung auf eine Besserung der Dinge ließ ihn nicht los. Um gerecht zu sein und seiner raschen Verstimmung nachzugeben, begann er immer schärfer zu prüfen, immer genauer zu beobachten und zu vergleichen. Aber der Maßstab seiner Prüfung war ein zu vollkommener, und wenn er ihn auf Eva anwandte, so erschraut er vor dem Resultat. Rein, sie war kein Weib, auf deren Herz man sich hätte verlassen können; von jener Seelengrazie, welche ihn der schönste Schmuck des Weibes dünkte, und die er so sicher hinter dem poetischen, holden Aeußeren gesucht, besaß sie keinen Hauch. Sie war ein begehrtliches, verwöhntes Kind voll Selbstsucht und Eigenliebe, eines jener Geschöpfe, deren ganzer Zauber in ihrer Schönheit besteht, die man nicht prüfen darf, die man so nehmen und lieben muß, wie sie sind.

Trotz alledem hielt er noch mit leidenschaftlicher Innigkeit an dem Wunsche fest, die Beschwörung dieser Seele möge ihm gelingen. Um Eva zu schonen und um auch sie zu freundlichem Entgegenkommen zu bestimmen, vermied er jetzt, Gertrud oft gegen sie zu erwähnen und dieselbe so sorglos und nachdrücklich wie früher in den Vordergrund seiner Aufmerksamkeit zu stellen. Aber gerade die tactvolle, verständnißvolle Art, wie die Alte sich in diese Zurücksetzung schickte, machte ihm ihr Vorbild noch werthvoller und ließ ihn in Eva's anspruchsvollem Wesen noch mehr vermiffen.

Ohne recht eigentlichen Genuß war Kolf der beste Theil des heimathlichen Sommers dahin gegangen. Wenig Monate noch, und der Ring seines Geschickes sollte sich schließen! Für Mitte September war seine Hochzeit und wenige Wochen darauf, nach einer kurzen Vergnügungsreise in ein mitteldeutsches Waldgebirge, die Abfahrt in die ferne Heimath angefahrt worden.

Es stand Alles so nahe, so wirklich bevor, und doch war es, als sei Alles noch nicht ernst, noch traumhaft und ungewiß, als rüdte das Ziel immer ferner, immer mehr in den Nebel und Dunst einer quälenden Unwissenheit hinaus.

Daß man, den Verhältnissen angemessen, die ganze Ausstattung des künftigen Heimes erst in Indien zu kaufen beschloßen hatte und die holden, mit dem nahen Abschluß rechnenden Sorgen der Braut also für Eva wegfielen, mochte hierzu vielleicht äußerlich ein wenig beitragen.

Eines Abends kam die Unterhaltung im kleinen geselligen Kreise auf die Einrichtung der indischen Wohnhäuser.

„Das meinige habe ich ja einmal von innen und außen für Dich abgezeichnet, liebe Alte,“ sagte Kolf. „Wenn Du die alten Briefe aufgehoben hättest —“

Gertrud hatte sie natürlich alle aufgehoben und in einem eigens dazu bestimmten Fache ihres Schreibtisches so trefflich geordnet, daß sie den erwähnten Bogen in der kürzesten Zeit herausfand. Derselbe wanderte von Hand zu Hand, und es fiel natürlich nicht auf, daß Eva, die denselben zuerst betrachtete, ihn auch zuletzt wieder an sich nahm und, in die schriftliche und bildliche Schilderung ihres künftigen Heimes versenkt, längere Zeit für die Gespräche der übrigen Anwesenden unempfindlich blieb.

Der zehnjährige Briefwechsel Kolf's und der Alten, dieser gegenseitige, lückenlose Austausch aller Erfahrungen und Gedanken, bildete eben den Gegenstand der Unterhaltung.

„Wenn das so weiter fortgeht, haben wir einmal ein werthvolles Familien-Archiv beisammen,“ bemerkte Bruder Meinhard, der Student.

„Es wird in dieser Weise wohl kaum weiter gehen,“ sagte Gertrud lächelnd, indem sie die kleine Abtheilung Briefe, die sie aus ihrem Stübchen geholt, wieder mit dem blauen Bande umschlang.

Kolf fuhr auf. „Aber, beste Alte,“ rief er, außer sich, „was fällt Dir denn ein? Aufhören? Warum? Willst Du auf einmal nicht mehr wissen, wie es mir geht? Soll mir Jemand anders diese theuren Nachrichten aus der Heimath senden? Eva, nicht wahr, Du giebst mir Recht, auf diesen Briefwechsel verzichten wir nicht! Auf keinen Fall! Um keinen Preis!“

Eva hatte Kolf's Brief, ohne ein Wort zu sagen, aus der Hand gelegt und blätterte jetzt, am Klavier sitzend, eine Sendung neuer französischer Opernmusik durch.

„Natürlich nicht!“ sagte sie, halb umgewandt, mit so spitzem und durchdringendem Spott, daß es Kolf unmöglich war, darnach noch mit der Alten über die Sache zu verhandeln.

Gertrud trug still ihre Briefe hinweg; Kolf sah ihr nach und sprach, bis sie, ungetrübt freundlich und gütig lächelnd, wieder zur Thür herein kam, nicht ein Wort. Der ganze Abend verging in sonderbarer Spannung. Eva zeigte sich lebhafter und lustiger, als es ihr nach ihrer vorherigen Gereiztheit zu Muthe sein konnte; nur zu Kolf sprach sie kaum, und ihm war es heute zum ersten Male unmöglich, ihrer launischen Herausforderung mit Geduld und Aufmerksamkeit zu begegnen.

Erst als die kleine Gesellschaft sich trennte, und er, in einiger Entfernung von den Freunden gefolgt, an Eva's Seite durch die stillen Straßen schritt, ließ ihn die tiefe Erregung seines Herzens Worte finden.

„Wollen wir uns so weiter kränken und uns so weiter mißverstehen, Eva, die wir uns für's Leben zu lieben versprochen haben?“

„Du scherzest, Kolf,“ gab sie, ohne sich im Mindesten zu erregen, zur Antwort. „Wir verstehen uns ja außerordentlich gut, — ich Dich wenigstens, glaube mir, besser, als Du Dich selbst!“

„Was willst Du damit sagen?“ rief er, eine Sekunde stehen bleibend und ihr mit seinen heiß erregten Blicken flammend in das kühle, marmorne Antlitz schauend.

„Ich will es Dir gleich erklären,“ gab sie unerschrocken zurück. „Vorher etwas Anderes: ich möchte doch nicht, Kolf, daß Du die Briefzärtlichkeiten mit dieser sogenannten ‚Alten‘ auch ferner fortsetzest. Gieb sie auf!“

„Das ist eine ganz ungeheure, ganz unverzeihliche Laune!“ rief er.

„Einerlei, laß es Laune sein! Du liebst mich ja, und Du wirst mir auch eine solche erfüllen. Ja?“

„Nein, Eva! Das hieße nicht Liebe, das hieße thörichte, unbeschreibliche Schwäche. Du kannst keinen vernünftigen Grund haben zu Deiner Bitte. Was Du mir bist, weißt Du; aber es ist nicht genug, daß der Mann das Weib liebt, in dessen Hände er seine Zukunft legt. Auch er muß ihr so viel werth sein, daß sie seinen Willen ehrt. Du ahnst noch nicht, was solche Heimathsbrieve in der Fremde bedeuten, welchen Inbegriff von Traulichkeit, von Wärme, von unbeschreiblichen Gefühlen sie erwecken. Als Beweis Deiner Liebe, — Eva, es ist so weit gekommen, daß ich einen solchen Beweis aus tiefster Seele ersehne, — gieb Deine Laune auf! Sieh mich herzlich an, sage mir, daß Du Dich mir zu Liebe mit auf diese lieben Heimathsboten freuen willst.“

Eva's Mundwinkel zuckten. „So eifrig?“ rief sie spöttisch. „Lieber Kolf, ich werde von Anderen immer genug aus der Heimath erfahren! Daß mir ein Brief Gertrud's besondere Freude machen soll, — nein, — das kannst Du nicht verlangen!“

Er athmete ein paar Mal tief auf. „So laß mir meine Freude,“ sagte er mit bebender Stimme.

„Rein!“ versetzte sie nun im hartnäckigen Tone

eines schmollenden Kindes. „Ich will nicht; ich fordere von Dir, daß dieser Briefwechsel unterbleibt! Du magst Dir von den Brüdern berichten lassen; Gertrud soll Dir nicht schreiben, — eben weil wir nun einmal zusammen gehören, eben weil ich Dich so gut verstehe —“

„Du wirst Dich darein finden müssen, daß ich in diesem einen Punkte dennoch bei meiner Meinung bleibe.“

Sie antwortete nicht gleich. „Ich wußte das,“ brach sie dann mit plötzlich veränderter, spitzer und sicherer Stimme los. „Ich weiß nun überhaupt Alles ganz genau! Ich will Dir etwas sagen, was Du wahrscheinlich selbst noch nicht weißt! Erschrick nicht, — es ist etwas ungeheuer: Du hast Dich grenzenlos getäuscht! Du liebst mich überhaupt nicht! Du liebst Jene! Du betest sie an!“

Kolf begann zu lachen. Es war ihm die natürlichste, die einzig mögliche Aeußerung seines augenblicklichen Gefühles; aber dies Lachen klang nur einen Moment lang hell und rein, wie eine gesunde, kräftige Abwehr, und verlor sich dann in einen eigenthümlich gepreßten, unsicheren Laut.

„Eva, wach' ungeheuerlicher Gedanke! Ich versichere Dich —“

„Bitte, sprich doch weiter! Versichere doch! Es soll mir sehr lieb sein, wenn Du mir schlicht und rund heraus sagen kannst: Du liebst sie nicht.“

„Das wäre einfach undenkbar, Eva! Sie war mir das Theuerste von meinen Anabenjahren an, bis ich Dich gewann. Aber doch nicht in dem Sinne, doch nicht so —“

Es war ihm auf einmal unmöglich, weiter zu sprechen; ein tiefer Widerwille vor dieser Auseinandersetzung, vor der Häßlichkeit dieses Augenblickes ergriff ihn mit Gewalt. Ihm war, als sei mit einem dreisten Griff in sein feinstes Gefühlsleben hinein, etwas Reines und Theures unheilbar verletzt worden. Eva's Antlitz, dessen schöne Umrisse kühl und licht aus der zarten Mondämmerung tauchten, erschien ihm fremd; fast widerwillig sah er den leeren Blick, der schonungslos auf seinem Antlitze haftete.

„Laß das Gespräch,“ sagte er nach einer Weile in bestimmtem Tone. „Es ist Deiner und meiner, vor Allem ist es ihrer nicht würdig.“

„Gut,“ entgegnete sie, seinen Arm heftig los lassend. Die ganze Unterredung lief ja nur darauf hinaus: wähle zwischen mir und ihr. Du hast Dich nun entschieden.“

Am anderen Morgen sandten Kolf und Eva fast zu gleicher Zeit einander die Ringe zurück; er mit einem langen und ernst-bewegten Abschiedsschreiben, sie ohne jedes Wort weiterer Erklärung.

Wenige Tage später machten Eva's Verwandte ihrem Freundeskreise die Auflösung des Verlöbnißes bekannt.

Die junge Dame hatte die Stadt, in der sie nicht Lust hatte, sich neugierigen Gesichtern auszusetzen, schon vorher verlassen.

Auch Kolf kehrte der Heimath für einige Zeit den Rücken.

Er beschloß, noch ein Vierteljahr länger in Europa zu bleiben und die Zeit zu geschäftlichen Anknüpfungen in englischen Handelsstädten zu benutzen. So war ihm die Möglichkeit gegeben, die Eindrücke der letzten Zeit fern von ihrem Schauplatz voll auszuleben, ohne sie als lebte, herrschende Erinnerung peinvoll lebendig mit über das Meer in die ferne Fremde zu nehmen.

Nicht ohne tiefen Schmerz und stürmische Erschütterungen hatte der lebhaft empfindende Mann den Bruch seiner Liebe durchlebt. Das völlige Verwehen und Vergehen einer so elementaren, scheinbar so fest und tief begründeten Neigung, mit welcher seine rasche Sinne sein Herz betrogen, hatte etwas tief Niederdrückendes für seinen männlichen Sinn.

Aber über dieser inneren Niederlage webte und schwebte ein wunderbar tröstender und heilender Zauber. Stunden kamen voll klarer, gefasster Ueberschau. Dann war es ihm oft bewegt und gerührt zu Sinne, wie einem Menschen, der unter den Trümmern seines zusammengestürzten Hauses auf überraschende Weise ein liebes, heiliges Kleinod gefunden hat.

Weniger stürmisch-froh, als vor einem Jahre, aber durchaus nicht wie Einer, der an gebrochenem Herzen krank, kam er von seiner Reise zu einem letzten vierwöchentlichen Aufenthalte noch einmal nach seiner Vaterstadt.

Die Verwandten athmeten auf, als sie ihn sahen. Er selbst warf alle zarten Schonungsmittel, die sie sich zu seiner Behandlung fürsorglich zurecht gelegt, rasch aus dem Wege, sprach das Geschehene kurz und herzlich durch und trug auf gesundem Antlitz den Ausdruck einer entschlossenen, frischen Zuversicht.

Für die Alte war der Eindruck dieser kräftigen Fassung ein wahrer Genesungswein. Ihr war der Verlust seines Glückes schneidend durch's Herz ge-



gangen; ein Zug rührender Kümmeris sprach aus ihrem lebenswürdigen Gesicht, man sah, sie hatte trotz seiner beruhigenden Briefe beinahe eine Krankheit durchgerungen, aus Sorge um den Liebling ihres Lebens.

Nun war es, als sollten die Sonnentage, die die erste Zeit seiner Anwesenheit ihr gebracht, mitten aus dem kalten Nebelgrau des Winters noch einmal für sie herauftauchen.

Kols hatte alles Geschäftliche abgethan, um sich, wie er sagte, noch einmal mit vollem Bewußtsein in den Zauber der Heimath einzuspinnen. Zwischen kleinen Festen voll gedämpfter Freude im größeren und lauterem Familientreibe, lagen stille Stunden des ungestörten Zusammenseins, des friedvollsten, beglückendsten Seelenaustausches zwischen ihm und ihr.

Mit unendlichem Wohlbehagen trank die Alte das Bewußtsein ein, daß Alles nun wieder beim Alten war. Dennoch war Manches, was sie in ihrer Abgeschlossenheit gar nicht bemerkte, ein gewisses Beobachten und freundlich launiges Betonen ihres Wesens, ein besonders neckisches Verweilen auf der hergebrachten Aufassung über ihr „Alter“, ganz neu an Kols.

Selten nur streiften sie Eva und die verflohenen Tage seiner Bräutigamszeit in ihrem Gespräche.

Einmal aber, in der December-Dämmerung, brachte er, mit einem träumerischen Blick auf den draußen weich und still hernieder wallenden Schnee, selbst die Rede auf das schöne Mädchen.

„Weißt Du auch, meine Alte,“ sagte er mit langsamem Silbenfall, „daß Du es bist, die mir diese Natur verleiht hat?“

Gertrud fuhr förmlich leidenschaftlich in die Höhe. „Um Gotteswillen! Welche Beschuldigung! Kols, besinne Dich doch, mit keinem Worte habe ich —“

„Nein doch,“ bestätigte er mit einem heimlichen Zittern in der Stimme, „mit keinem Worte, — nur durch den Contrast Deines Wesens. Ich sah zuerst, daß sie mein Glück nicht sein könne, weil Du sie nicht billigst —“

„Wann hätte ich mir das je anmerken lassen!“ rief sie. „Und überhaupt, welche Autorität bin ich denn? Was kommt denn so groß auf mich an?“

Er sah mit unbeschreiblichem Vergnügen zu ihr hin. „Alles!“ sagte er, schelmisch betont. „Bist Du nicht unsere — Alte?“

Im nächsten Augenblicke stand er auf, schritt zu dem kleinen Divan hin, auf dem sie saß, und wiederholte, sich neben ihr niederlassend, noch einmal in Tone tiefer Bewegung: „Im Ernste, liebes Mädchen, — Alles kommt darauf an, aus dem einen Grunde, weil mein Weib eben nicht anders sein dürfte, nicht weniger vollkommen, nicht weniger herrlich, als Du!“

Sie wußte in plötzlicher Betroffenheit nicht schnell eine Antwort. Da schlang er auf einmal den linken Arm um sie und hielt mit der Rechten ihre beiden Hände fest.

„Meine Alte!“ rief er mit überströmender Zärtlichkeit. „Geh' Du mit mir!“

Ein heißes Erröthen tauchte ihr zartes Gesicht in Gluth.

„Daran ist doch gar nicht zu denken!“ sagte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Ja eben,“ lachte er. „Daran haben wir nie gedacht! Aber denke doch einmal daran! Du vollkommene, würdige Alte wirst mir ebenso alle anderen Frauen unmöglich machen! Es bleibt Dir nichts Anderes übrig: werde Du mein Weib.“

Sie brach fast zusammen. Wie ein Kind lag sie in seinen Armen und schluchzte leise. Da begann er, nicht stürmisch und heiß, während sein Herz doch wie im Fieber klopfte, sondern sehr behutsam und verständlich, ihrem verständigen Köpfchen das Undenkbare aus einander zu setzen. Er sprach ihr von dem Schmerz einer Täuschung, wie er sie erlebt, — von der ersten Nothwendigkeit, daß bei dem verantwortungsvollen Band einer Ehe sich zuerst Seele zu Seele finde. In tiefem Ernste hob er ihr gegenseitiges Verständniß über alle Güter der Welt; ruhig, eindringlich, ohne Ueberschwang wußte er ihr klar zu machen, wie vortrefflich gerade sie, mit ihrem sicheren, verlässlichen, abgeklärten Wesen, zu ihm und in die Fremde passe.

Nach und nach schaute sie unter seinen Vorstellungen auf, wie im Traume ging sie auf seine Worte ein, besann sich Dies und gab Jenes ernsthaft zu.

Erst nach einer Weile schien ihr der ganze Umfang dessen, was groß und schauernd über sie hereinbrach, wieder überwältigend zum Bewußtsein zu kommen. „Um Gotteswillen, Kols,“ rief sie, auffpringend, „wohin führst Du mich? Höre auf! Es ist ja unmöglich! — Du bist noch so jung —“

Er lachte; er wußte nun kein verständiges Wort mehr. Auch er stand auf und hob sie zu sich empor, daß ihre zarte Gestalt wie ein Rauch in seinen Armen lag.

„Und Du so alt!“ rief er übermüthig. „So alt, Du liebes, schönes Angesicht! Für wen willst Du Dir

Deinen Liebreiz denn aufsparen? Soll Jemand kommen, der Dich noch grenzenloser lieb hat, als ich?“

Er sagte ihr dann mit unterdrücktem Jubel in der Stimme noch Vieles. An Gründen der Vernunft hatte er sich ausgegeben, aber sie mußte seine glückseligen Thorheiten auf einmal nicht mehr allzu thöricht finden; sie ließ das Unfassbare über sich hereinbrechen. Sie vergaß sogar die Stunde des Vesperbrodes.

Zum ersten Male geschah es, daß der greise Rath sie an ihre Pflicht erinnern wollte.

Vor der Thür ihres Stübchens aber baunte ihn ein Laut fest, der wie das aufjauchzende Lachen eines glückseligen Kindes klang. Er stand eine Minute betroffen still, und ein Schauer, wie plötzlicher Blütenduft, schlich ihm über das alte Herz.

Mit ernstem Gesicht trat er unten in das Speisezimmer, wo die jüngsten Söhne und Gustava mit ihren Kindern weilten.

Als er den Mund öffnete, schien es, als wolle er etwas Feierliches verkünden. Aber statt dessen lachte er auf einmal fröhlich auf, hob das älteste Bübchen hoch in die Höhe und rief:

„Kinder! Eine wundervolle Neuigkeit! Denkt Euch! Denkt Euch! Unsere Alte ist jung geworden!“ —

Nachdruck verboten.

Charlotte,

Prinzessin Wilhelm von Württemberg.



Der Nordosten des herrlichen Böhmerlandes, dieser reichsten Provinz der deutsch-österreichischen Krone, ist die Heimath jener hohen Frau, welche dazu bestimmt ist, einst den Königsthron Württembergs zu zieren. Von der Grenze der nahen preussischen Provinz Schlesien im Norden, bis über Schweinschädel südlich hinaus, gehört das ganze Berggelände mit seinen dichten Wäldern, fruchtbaren Gefilden und geschichtlich merkwürdigen Schlössern zur fürstlichen Secundogenitur-Herrschaft Nachod, deren Besitzer Prinz Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und der Vater der Prinzessin Wilhelm von Württemberg. Der Schlossherr von Nachod, österreichischer General-Major und erbliches Mitglied des österreichischen Reichsrathes, vermählte sich 30. Mai 1862 zu Dessau mit der Prinzessin Bathildis von Anhalt. Das älteste Kind aus dieser Ehe ist Prinzessin Charlotte, die Gemahlin des präsumtiven Thronfolgers des Königreichs Württemberg, welche am 10. October 1864 auf Schloß Ratiboritz bei Böhmischem-Stalitz, der Sommerresidenz ihrer Eltern, das Licht der Welt erblickte. Die Prinzessin stand noch im zartesten Kindesalter, als sich in unmittelbarer Nähe und auf dem Boden der väterlichen Herrschaft jene weltgeschichtlichen Kämpfe vollzogen, durch welche in den letzten Junitagen des Jahres 1866 Preußen den Einmarsch nach Böhmen erzwang. Während der Vater der Prinzessin mit eiserner Energie und rastloser Thätigkeit seiner böhmischen Herrschaft auf landwirthschaftlichem Gebiet zu hoher Blüthe verhalf, welche die Blüthe der Agronomie selbst des Auslandes dauernd auf sich zog, leuchtete die gütige und leutselige Mutter in allen weiblichen Tugenden der Tochter voran. Die landschaftlichen Schönheiten der böhmischen Heimath erweckten in der Prinzessin eine hohe Liebe zur Natur; das alte Bergschloß zu Nachod, welches im Winter der Aufenthalt der hohen Eltern ist, erweckte den historischen Sinn durch die Erinnerungen an die wagenmüthigen Gefährten und Feinde des großen Friedland, die einst hier gehaust hatten, an den Grafen Terzky und an das Geschlecht der Piccolomini, deren im Empfangssaale des Schloßes angebrachte lebensgroße Bildnisse erst aus ihren Rahmen auf den Beschauer herniederblicken.

Prinzessin Charlotte genoss ihre religiöse Erziehung im reformirten Glaubensbekenntniß, sowie eine durch Stetigkeit sich auszeichnende geistige Ausbildung namentlich nach der historischen Seite hin. Ihre Lehrer auf letzterem Gebiete war der gelehrte Kolling, der neben tüchtigen, geschichtlichen Blick tiefes Ver-

ständniß für das stille Leben der Natur besaß. Aber nicht nur auf wissenschaftlichem und sprachlichem Gebiete eignete sich die junge Fürstin eine das Mittelmaß weit überragende Geistesbildung an; ihr künstlerisches Wesen fühlte sich mächtig von der Musik und Malerei angezogen, und sie rastete nicht, bis sie in beiden Künsten ein Maß des Könnens erlangt hatte, das den landesüblichen Dilettantismus weit hinter sich ließ. Dabei verschmähte es die Prinzessin durchaus, in virtuosenhafter Art mit ihren Fähigkeiten zu prunken, trotzdem sie Meisterin am Flügel wie auf der Violine ist; ihre edle Natur fand Genüge an den musikalischen Abenden auf dem Nachoder Bergschloße, wo namentlich der Beethoven'schen Muse von Prinzessin Charlotte gebührend wurde. Bei vollkommen harmonischer Ausbildung des Gemüthes und des Geistes verlegnete die Tochter des deutschen Prinzen keineswegs den Sinn für die ritterlichen Künste des Adels. Den feurigen Renner lernte sie frühzeitig mit ihrer zarten, aber kraftvollen Hand zu zügeln und ein Gespann völlig selbständig in graziöser Weise zu lenken. So war Prinzessin Charlotte zur herrlichen Jungfrau herangereift, die mit wahrhaft klassischer-äufener Erscheinung eine wunderbare Klarheit des Geistes verband.

Den fürstlichen Hof zu Arolsen erfreute Prinzessin Charlotte nicht selten mit ihrer Gegenwart, — war doch ihre Großmutter väterlicherseits eine geborene Prinzessin Waldeck, und die Tante des regierenden Fürsten von Waldeck! Zu Arolsen war es auch, wo die junge Fürstin die erste Begegnung mit ihrem künftigen Gemahl, dem Prinzen Wilhelm von Württemberg, hatte. Dieser, der am 26. Februar 1848 geborene Sohn des Prinzen Friedrich (gestorben am 9. Mai 1870) und der Prinzessin Katharine, Schwester des regierenden Königs Karl von Württemberg, betrauerte damals noch immer den Tod seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin Marie von Waldeck, welche er nach nur einer fünfjährigen Ehe am 30. April 1882 verloren hatte.

Prinz Wilhelm reiste am 10. Januar 1886, nur von seinem Hofmarschall, dem Freiherrn von Plato, begleitet, nach Nachod, ohne daß, außer den nächstbetheiligten Persönlichkeiten, Jemand etwas von Ziel und Zweck der Reise gewußt hätte. Am 11. Januar fand die Verlobung des Prinzen mit der Prinzessin Charlotte statt. Das württembergische Königs Paar sandte aus Nizza seine Glückwünsche telegraphisch an die Mutter des Bräutigams. Am 8. April desselben Jahres erfolgte in der Kapelle des fürstlichen Schloßes zu Budeburg die kirchliche Trauung des hohen Paars, in Gegenwart zahlreicher Verwandten des Bräutigams und der Braut, darunter Prinzessin Katharina von Württemberg, die Mutter des Prinzen Wilhelm, Herzogin Eugen von Württemberg, eine Tante der Braut, Herzogin Wera und Herzog Albrecht von Württemberg. Ueber Hannover begaben sich die Neuvermählten nach Arolsen, wo Prinz Wilhelm den Eltern seiner ersten Gattin die junge Gemahlin vorstellte. Unter dem Donner der Geschütze und dem Glockengeläute sämtlicher Kirchen hielt am 13. April das prinzipale Paar seinen feierlichen Einzug in Stuttgart. Einige Tage darauf erfolgte die Abreise der Neuvermählten zur königlichen Familie nach Nizza, und kurze Zeit später kehrte das prinzipale Paar wieder nach Stuttgart zurück.

Seit jenen festlichen Tagen sind mehr als vier Jahre vergangen. Württemberg hat gegründete Ursache, auf die hohe Frau stolz zu sein, die Schwabens ritterlichem Thronfolger die Hand zum Bunde für das Leben gereicht hat. Das feine Verständniß für die klassischen und zeitgenössischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur finden in einem Lande volle Würdigung, das eine so stattliche Zahl großer Dichter hervorgebracht hat. In der Stadt Danneberg's wissen die Künstler die Ehre zu schätzen, die ihnen dann und wann durch einen bisweilen unvorhergesehenen und daher überraschenden Atelier-Besuch des prinzipalen Paars widerfährt. Unvergessen bleibt es der fürstlichen Frau, wie gern sie an der Seite ihres hohen Gemahls die Natur Schönheiten oder Kunst Denkmäler des daran so reichen Landes aufsucht; in den sogenannten Fremdenbüchern touristisch bedorgerter Punkte erblickt man nicht selten ihre energische und dabei doch elegante Handschrift. Jung und Alt jubeln der Prinzessin überall entgegen, wo sie sich auch auf ihren Ausflügen zeigen mag, trotzdem sie es gänzlich verschmäht, nach Volksbeliebtheit und Volksgunst zu haschen. Obgleich die Prinzessin bei feierlichen Anlässen wahrhaft königlich zu repräsentieren versteht, tritt sie sonst fast einfach auf, so z. B. bei Gelegenheiten von Einkäufen in den eleganten Baarenlagern der Königsstraße, nicht selten dabei begleitet von ihrer dreizehnjährigen Stieftochter, einer anmuthigen Mädchenkosphe. Im stillen Wohlthun mit Ihrer Majestät der Königin Olga weitergehend, beweist Ihre königliche Hoheit ein seltenes Geschick, Wohlthätigkeits-Bazare und ähnliche Veranstaltungen in's Leben zu rufen. In der Hauptstadt organisiatorisch bei solchen Gelegenheiten eingreifend, verschmäht es die hohe Frau keineswegs, im letzten Augenblicke selbst Hand anzulegen, falls das Arrangement ihrem geläuterten Geschmade nicht völlig zuzagt, wie dies der im Königsbau veranstaltete Wohlthätigkeits-Bazar im letzten Frühjahr zeigte.

Während des Winters residiren die prinzipalen Herrschaften in ihrem Stadtschloße zu Stuttgart, im Frühling und Herbst in Villa Marienwahl bei Ludwigsburg, im Hochsommer in Villa Seefeld bei Rorschach in der Schweiz, wobei ein reger Verkehr mit Ihren Majestäten zu Friedrichshafen stattfindet. Im Spätsommer liebt es Ihre königliche Hoheit, den Eltern und Geschwistern, — drei Brüdern und drei Schwestern, — in Böhmen einen mehrwöchentlichen Besuch abzustatten, wobei die heimathlichen Stätten in ihr liebe Kindheits-Erinnerungen wachrufen. Auf grausame Weise wurde die Prinzessin im Herbst 1889 im elterlichen Heim erschreckt, als der Telegraph die Nachricht von dem Ludwigsburger Attentat auf den hochverehrten Prinzen Wilhelm brachte. Glücklicher Weise hatte die Kugel des Irrsinnigen den hohen Herrn nicht verletzt. Möge die allgütige Vorsehung das fürstliche Paar und das Schwabenland schützen immerdar!

Karl Wille.

Nachdruck verboten.

Sinnspruch.

Von Albert Roderich.

Wer groß sich dünkt an Macht und an Besitz:  
Die höchste Größe ist zunächst dem Blitz; —  
Und wen, weil er gering bleibt, Zweifel naget:  
Auch keine Zweige können Früchte tragen.





Bereift. Von Hugo Darant. — Siehe Seite 160.



Kochbuch verboten.

## Die Reise um die Welt.

Von H. Lobedan.

„Lättern Sie nur noch eine Weile in dem neuesten Romane Frenzel's; zehn Minuten vor fünf Uhr hole ich Sie ab, und Sie werden bei Herrn Krüger eine Sammlung ostasiatischer Kunstarbeiten kennen lernen, die in Europa ihres Gleichen nicht hat!“

„Sie wird meiner Reisefahrt neue Nahrung geben,“ sagte ich. „Ein reicher, unabhängiger Mann wie Sie, kann sie ja befreuen,“ verfechte der junge Kunstforscher.

„Es wäre mir ganz recht, wenn ich bei meiner Unentschlossenheit einen Anstoß erhielte, mich wieder auf den Weg zu machen!“

„Wer weiß, ob er sich nicht heute findet! Es wäre immer noch besser, als wenn Sie sich in die reizende Minnie verlieben oder eine von Herrn Krüger's fünf unerfesslichen Theeschälchen zerbrechen; denn ich weiß nicht, was er eifersüchtiger hütet, seine Nichte oder sein Porzellan.“

„Halten Sie mich für einen Tolpatsch? Und was das Erstere betrifft, so könnte es nur geschehen, wenn sie ein und dieselbe Person mit der Unbekannten wäre, die ich im Gedränge bei der Besetzung Kaiser Wilhelm's beschützen durfte, als sie von ihrer Gesellschaft abgenommen war, und die seitdem spurlos für mich verschwunden ist. Leider stimmt die Personal-Beschreibung, die Sie mir von Fräulein Krüger gegeben haben, durchaus nicht...“

„Wissenslerner, die unerwarteten Dinge. Minnie Krüger war in der That meine langgesuchte, namenlose Angebetete, und sie erkannte mich gleich wieder. Ja, sie hatte mich, wie sie mit ihrem lieblichen Lächeln sagte, seitdem häufig im Thiergarten reiten sehen; nur fahre sie stets mit dem gegen jeden Windhauch empfindlichen Onkel im dicht geschlossenen Wagen, daher sei sie selbst mir verborgen geblieben. Der gute Braun mußte farbenblind sein, die Meerfarbe ihrer Augen grau zu nennen, und ohne allen Formensinn, das reizende kleine Näschen nicht in seiner Art klassisch zu finden. Für mich wenigstens gab es nichts Sehenswertheres, als die von einem weißen, indischen Musselin-Kleide umflossene Gestalt in dem mit allen Schätzen des Ostens ausgeschatteten Saale, dessen Wände mit Seiden- und Goldstickereien bedeckt waren. Auf zierlichen Bambus- und Lachgefäßen prangten die aussergewöhnlichen Bronzen und Eisen-Schnitzereien, und Porzellan von der Riesengröße bis zu mochnblattdünnen Schälchen.“

Herr Krüger machte den unermüdeten Erklärer seiner Sammlung und war mit meiner unbedingten Zustimmung zu allen seinen Angaben sehr zufrieden; besonders weil ich, ohne ihn zu unterbrechen, die Geschichte anhörte, auf welche Weise er die fünf kleinen Theeschälchen mit großen Kosten und vieler List an sich gebracht hätte. Die schönste freilich, die schönste von Allen, habe ihm kein Concurrent, der größte japanische Sammler, vor der Nase weggeschmuggelt. Die meisten Zuhörer pflegten ihn halbwegs in der Geschichte zu unterbrechen, und dann war es mit seiner reichen Laune vorbei. Ich schwieg und blinnte nur Minnie an, die sich an dem zierlichsten aller Theeschälchen zu schaffen machte, während Braun, der lederne Philister, eine Bilderrolle nach der anderen aufwickelte; doch würde ich ihm schnell das Geschäft gelegt haben, hätte er Minnie den Hof machen wollen.

Um zu zeigen, daß die Farbenwirkung des Täschchens sich wunderbar steigere, wenn die Schälchen gefüllt wären, nahm Herr Krüger eins der fünf berühmten Porzellanschälchen und trat damit an den Theetisch, wohin ich ihm nur zu gern folgte.

„Der Baron ist ein so vorzüglicher Kenner, daß er die Tasse einmal gefüllt sehen soll!“

„Er kann, sah und siegte,“ rief Braun aus seinem Winkel. „Ich beschwere mich bitter über die Zurücksetzung, denn nie ist das Experiment für mich gemacht worden, der ich doch nach meinen schwachen Kräften bei der Aufstellung der Sammlung geholfen habe!“

„Ja, aber Sie zweifeln, daß die Schälchen einzig in ihrer Art sind, — das sechste ausgenommen,“ entgegnete Herr Krüger etwas empfindlich. „Nun sehen Sie, Baron, wie die Gestalt des wandernden Prinzen trotz ihrer Winzigkeit mit vollster Deutlichkeit hervortritt; achten Sie auf das Mienenpiel —“

„Aber ach! Während Minnie mir die Tasse reichte, achtete ich auf nichts, als auf ihre Augen, deren Farbe ich noch nicht völlig ergründet hatte; stürzend fiel die Tasse zu Boden, der heiße Thee floß über meine Finger, und ich hatte nur die Unterschale in der Hand.“

Herr Krüger schien sich plötzlich in den großen Bronzebrachen verwandelt zu haben, den ich vorher am Kamine betrachtet hatte, nur daß seine Augen sprühten und gistische Anflagen flammenartig aus seinem Munde zuckten. Minnie sah bleicher als alle Eisen-Statuetten aus, während sie die von mir aufgefessenen Scherben an einander hielt und wie betäubt vor sich hin schlüpfte: „Nun ist Alles verloren!“

Ich nahm die Scherben wieder aus ihrer Hand. „Herr Krüger, ich schaffe Ihnen eine solche Tasse, und müßte ich darum eine Reise um die Welt machen!“

„Und wenn Sie sie zehnmal machten, Sie finden ihres Gleichen nicht!“ braute Herr Krüger auf. „Bilden Sie sich nicht ein, daß Sie mich mit elendem, modernem Schund anführen werden, — nie wieder betreten Sie mein Haus, es sei denn, daß Sie mir eine eben solche, oder, da es das nicht giebt, die Tasse von Kasugawa brächten, der sie wie keinen Augapfel hütet!“

Minnie reichte mir zum Abschiede die Hand, und die Thränen in ihren Augen hinderten mich, über die Farbe in's Reine zu kommen, sodas ich dies qualende Räthsel mit mir auf den Weg nahm.

Ebenso zerschmettert, wie die unselige Schale, aus deren Scherben mich das Antlitz des herumtrollenden Prinzen höhnisch angrinste, sprang ich in eine vorüberfahrende Droschke, ließ mich nach dem besten Japan-Laden fahren und den Chef ersuchen, mir in einer wichtigen Angelegenheit seinen Rath zu ertheilen. Irrend wo mußte sich solch ein Ding aufreiben lassen, selbst die Schränke der Museen sollten sich mir aufthun; wenn ich nur die gefuchte Doublette entdeckte!

Aber die entsetzte Miene des alten Herrn, nachdem er die Scherben genau durch seine Brille betrachtet hatte, und der strenge Blick, mit dem er den Zerstückter maß, ersticken meine Hoffnungen im Keime. „Sie werden alle Läden und Museen vergebens durchsuchen, Herr Baron, solch Porzellan habe selbst

ich noch nicht in Händen gehabt, — das kommt überhaupt nicht in den Handel. — In Hamburg wollen Sie nachsehen? So!! Was die Herren haben, haben wir auch, — mir kann's doch gleich sein, ob Sie Ihr Geld wegwerfen, aber jeder Schritt in Europa ist vergebens! Ja, wären Sie einen Tag früher gekommen! Da hätte der junge Mann, den wir wieder nach Japan zurück geschickt haben, in Hongkong nachsehen können, — da giebt es gelegentlich ganz was Feines. Wenn Sie den Blitzzug heute Abend nähmen, träfen Sie den Dampfer wohl noch in Brindisi, und fündig ist Herr Schwarz, das —“

Ich hörte den Satz nicht zu Ende, rollte schon zu meinem Bankier, des Creditbrieves wegen, und in meine Wohnung, das Unentbehrliche zusammen zu raffen. Glücklicherweise erreichte ich noch den Zug, wenn auch so betäubt von den sich überstürzenden Ereignissen, daß ich erst wieder zum Bewußtsein meiner selbst kam, als der Hafen von Brindisi in sonniger Bläue vor mir leuchtete und die kleine Dampfjacht, die ich telegraphisch bestellt hatte, pfeilschnell dem Dampfer zuschob, dessen rauchende Schote die nahe Abfahrt verkündete. Zwar erreichte ich ihn vorher, allein ich mußte mich sofort entschließen, bis nach Port Said mit zu fahren, denn Herr Schwarz war durch den bloßen Anblick des auf und ab wogenden Meeres so seetranke geworden, daß er nicht zu bewegen war, mich anzuhören, und ich erst eine gelegene Stunde abwarten mußte, um ihm meinen Auftrag für Japan auseinander zu setzen.

O, diese Seesucht! Ich hatte nicht gedacht, daß ich ihr so rettungslos durch dies böse Wiegen und Schaukeln verfiel; und die Offiziere nannten es nur eine frische Brise, keinen Sturm! Mit der Menschewürde kam mir zugleich jedes Gefühl für Zeit und Ort abhanden, sodas ich in Port Said meinerseits nicht im Stande war, Herrn Schwarz mein Begehren mitzuteilen. Auch meinte ich, daß, nun ich einmal so weit wäre, ich lieber selbst mein Heil in Japan versuchen könne, als ungeduldig auf seinen Bescheid zu warten, da er obendrein wenig Vertrauen in den Erfolg hatte. Denn, als er nachdenklich die Scherben betrachtete, während wir auf einer der sechzehn Ausbisse des Suez-Kanals auf das Vorbeifahren eines anderen Schiffes warteten, machte er ein noch viel hoffnungsloseres Gesicht als sein Chef; seine Anseinerseitsungen über die Feinheit des Porzellans übertrafen an Länge die von Herrn Krüger, ja sie nahmen während der ganzen Reise kein Ende. Ich rächte mich dafür, daß ich ihm ebenso ausführlich vordemonstrirte, daß und weshalb keine der auf dem Schiffe anwesenden jungen Damen mit derjenigen zu vergleichen wäre, die wieder zu sehen und zu erobern mir nur vermittelt der Tasse mit dem wandernden Prinzen gelingen könne. Wenn wir uns auf diese Weise auch nicht die Zeit verkürzten, gelangten wir doch endlich nach Hongkong.

Die übrige Schiffsgesellschaft suchte sich an chinesischen und europäischen Gemälden gütlich zu thun; wir trennten uns unter einem Vorwande schnell von ihr, denn Schwarz hatte mich anvertraut, daß er hier einige Händler kenne, bei denen man zuweilen sehr seltene Stücke fände, — nur freilich dürfe man nicht nachforschen, woher die Sachen stammten, und dann sei es ein Glend, daß japanische Sammler diese heimlichen Quellen kennen und ihm Konkurrenz machten.

Wir ließen das elegante, von Europäern bewohnte Viertel hinter uns, und im Geleite meines ostindischen Führers drängte ich mich getrost durch die lärmende, schlüpfartige und bezopfte Menge, welche die schmalen Gassen füllte, und verschwand mit ihm hinter den Schiebehütten mischbarer Häuser, in deren Innenräumen ungeahnte Herrlichkeiten aufgespeichert waren. Mein Begleiter kaufte nach langem Preiseln einige schöne Eisen-Schnitzereien, die in seinen eigens dafür angelegten Kleidertaschen verschwand, — aber ich ging leer aus. Denn mein Sinn war nur auf die unerreichbare Tasse gestellt. Das international-verständliche Achselzucken, mit dem jeder Händler und Helfer die Scherben betrachtete, und der geringschätzigste Blick, der den Zertrümmerer eines so unerfesslichen Kunstwertes traf, wiederholten sich aller Orten. Mein Begleiter brauchte mir deshalb kaum das wunderliche Aenderwisch der Kopfträger zu verdolmetschen, welche behaupteten, daß eine solche Tasse selbst in den Sammlungen der kaiserlichen Prinzen nicht zu finden sein dürfte.

Bei unseren Streifzügen fiel mir ein Umstand auf. Ein einisch gekleideter Mann, anscheinend ein Japaner niederen Standes, schien denselben Weg mit uns zu nehmen, denn einmal begegnete wir ihm auf der Schwelle des einen Hauses, ein andermal ganz in der Nähe der Thür, die wir eben verlassen hatten; doch wünschte er nicht gesehen zu werden, denn er schlüpfte bei unserer Annäherung geräuschlos in den Schatten einer Mauer.

Ich machte Herrn Schwarz auf ihn aufmerksam, und er meinte, es könne ein verkleideter Polizeispion sein, nichts Ungewöhnliches in dieser verrufenen Gegend, aus der wir uns selbst schleunigst fortmachen wollten; denn über dem langen Suchen war es dunkel geworden, und die einzelnen, vor den Häusern hängenden Papierlaternen zeigten die Finsterniß mehr, als daß sie sie zerstreuten.

Auch waren die Gassen hier menschenleer. Wir beschleunigten den Schritt; ich nahm den Revolver in die Hand, Schwarz ein kurzes, scharfes Dolchmesser. Gerade beim Umbiegen um eine Straßenecke durchdrang ein markerschütternder Hallschrei die Luft, und in dem Dämmer der Papierlaternen sahen wir, wie mehrere große Chinesen einen schwächlichen, kleinen Mann auf die Erde warfen, seine Hände knielten, ihm die Kleider vom Leibe rissen und seine Taschen durchwühlten.

Im nächsten Augenblicke hatte ich den einen der Kerle über den Dausen geschossen, der zweite verfechte zwar Schwarz einen Faustschlag, der diesen halb betäubte, aber ich schleuderte dafür den Angreifer krachend zu Boden, und der dritte entfloh, als er die Niederlage der Gefährten sah. Das Opfer des Raubankalles lag regungslos an der Erde; ließen wir es dort, so kehrete vermutlich das Gefindel verstärkt zurück, schneller, ehe wir Hülfe herbeischaffen konnten, und auch wir hätten Grund, an unsere Sicherheit zu denken. Mit dem Dolch von Schwarz durchschnitten ich die Fesseln des Alten, ließ ihn mir auf den Rücken paden und trachte mit ihm dem Hafen zu, wie der fromme Aeneas mit Vater Anchises. Schwarz hatte seine Sinne so weit gesammelt, daß, als wir am Strande waren, er sich eines Theehauses erinnerte, in dem ich meine Bürde loswerden konnte. Wie groß war indeffen mein Staunen, als die schliefartigen Kellnerinnen den Ohnmächtigen beleuchteten, in ihm den Mann wieder zu erkennen, den Schwarz für einen verkleideten Polizeispion gehalten hatte. Sein Stand wurde uns noch räthselhafter, da wir beim Entkleiden eine Brieftasche mit einer großen Summe in englischen Banknoten fanden, und er außerdem in seinen Taschen ein Paar der kostbarsten Eisen-Schnitzereien hatte, von deren Ankauf Schwarz, als

gar zu unerschämmt theuer, abgestanden war. Wir schauten einander verblüfft an, aber ehe wir unsere Bemerkungen austauschen konnten, erwachte der Ohnmächtige und sah sich erschrocken in dem ihm unbekanntem Raume um. Gleich darauf griff er suchend nach der Geldtasche und stieß ein Jammergeheul aus, als er weder sie noch seine Maritäten fand. Schwarz trat hinzu, beruhigte ihn über den Verlust, schilderte ihm zugleich aber meine Leistungen als Lebensretter in so übertriebener Weise, daß der alte Spigbube (so nannte ich ihn im Stillen) zu Boden stürzte, mir die Füße küssen wollte und mit den höchsten Eiden gelobte, mir von seinen Besitzthümern zu geben, was ich begehren würde. Ich dankte kühl für Alles und ließ ihn nur noch durch Schwarz fragen, ob Geld und Sachen sein Eigenthum wären. O nein! Er sei ein armer Mann, das gehöre Alles seinem Herrn! Mit starken Zweifeln an der Wahrhaftigkeit seiner Aussage reichte ich ihm die Kostbarkeiten und die Brieftasche; freudestrahlend zählte er den Inhalt und ließ mich bitten, doch eine Kleinigkeit anzunehmen, aber ich entzog mich seiner mit widerwärtigen Berührung durch schleunige Entfernung.

Als wir am nächsten Tage nach Japan dampften, meinte ich unter den Zwischendecks-Passagieren den geretteten Spigbuben zu sehen.

Schwarz lachte mich aus: „Die Kerle sehen sich alle ähnlich; ist er's doch, so geht hoffentlich seine Dankbarkeit so weit, uns nicht zu bestehlen!“

Ich bildete mir ein, daß er mich erkannte hätte, denn er verschwand eilig; doch war es mir nicht um Beobachtung anderer Leute zu thun, vielmehr hatte sich meiner eine verzweiflungsvolle Dampfheit bemächtigt. Ich sah schon voraus, daß auch hier mein Bemühen vergeblich sein würde, und Schwarz vermochte nicht, mich zu erheitern. Der gute Mensch meinte auch, von mir aus der Hand des chinesischen Raubgefandels gerettet zu sein, und entwarf zahllose Pläne, wie er den zähen japanischen Kunstsammler mit List und Gewalt zum Verkauf seiner Tasse zwingen werde. Mir schienen sie nach Allem, was ich von dem alten Herrn gehört hatte, gleich aussichtslos. Still vor mich hinbrütend, näherte ich mich dem Lande der aufgehenden Sonne. So gleichgültig, wie man ein altbekanntes Bilderbuch durchblättert, bliete ich von fern auf den die Wellen überragenden Regal des Fushiyama, auf das Gewirr seltsam geformter Schiffe, die im Schilfe des Ufers stehenden weißen Reiser und die Hügel wider Wände, die kreischend über uns flogen, — gesehen hatte ich sie ja Alle auf unzähligen Wandbildern, Theebrettern und Zählern! Auch die in den Straßen wimmelnden Menschen kannte ich schon, selbst die lachenden Kinder, die ihre Drachen steigen ließen, während der Kuli mit uns durch die Straßen von Yokohama saufte. Aber von jedem Händler kamen wir mit längeren Gesichtern heraus.

„Es hilft nichts, wir müssen zu dem alten Kasugawa,“ sagte Schwarz endlich mit einem tiefen Seufzer. „Wenn wir nur hereinkommen, wird er mich unverrichteter Sache nicht wieder los,“ und er klopfte mit um so dreisterer Zuversicht an der nur wenigen Bevorzugten sich öffnenden Pforte.

„War da nicht wieder unser angemeuchelter Spigbube?“ fragte ich, denn beim Vorfahren hatte ich die wohlbekannte schmächtige Gestalt hinter der Thür beschwinden sehen. Schwarz maß mich mit einem Blick, der ernste Besorgnisse um meinen Geisteszustand verrieth; aber was für Augen machte er, als der Diener des Hauses sich sofort an die Erde warf und uns zum Eintreten aufforderte! Wir befanden uns in einem Zimmer, das nur wenige, aber erlesene Bronzen enthielt, dann glitt die Schiebehür geräuschlos zurück, und vor uns stand — unser geretteter Spigbube in einem kostbaren dunkelblauen Seidengewande. Das vergnügteste, verichmizteste Lächeln zuckte über das gelbe Gesicht. Dicht an meiner Seite, auf dem kostlichsten Gestell aus goldenem Lack, erblickte ich die Tasse aller Tassen, und der wandernde Prinz lächelte mich ebenso freundlich an wie sein Besitzer, — auch Schwarz hatte sie sogleich entdeckt.

Kasugawa hatte sich nun genugsam an unserem Erstaunen geweidet, auch gleich begriffen, daß wir zufällig zu ihm kamen, und es war ihm sichtlich erwünscht, sich nun in seinem Glanze vor uns zu zeigen: Kleine Geschäftsreisen mache er aus Gründen der Zweckmäßigkeit oft in der unscheinbaren Hülle, in der wir ihn getroffen. Dann wendete er sich zu mir: „Womit kann ich meinem Lebensretter dienen? Alles ist sein!“ sagte er prahlend, durch meine bisherige Uneigenmächtigkeit sicher gemacht.

„Nur nicht blöde!“ meinte Schwarz kaltblütig und deutete auf die Tasse.

Wie sich sein Gesicht veränderte. Alles möchte ich nehmen, nur sie nicht! sagte er. Aber Schwarz erinnerte ihn an seine heiligen Schwüre; ich zog meine Brieftasche, doch er wies die Banknoten stolz zurück, packte endlich vor unsern Augen die unvergleichliche Schale in ein zierliches Lacktäschchen, während Schwarz ihm auseinanderlegte, daß von der Erlangung dieses Stückes mein Lebensglück abhänge.

Ich steckte das Täschchen in meine Brusttasche und eilte wie ein Beseffener davon, denn ich fürchtete, den Alten könne seine Großmuth reuen. So ängstlich war ich, daß er die Tasse mir verrätherisch entreißen werde, daß ich gleich an Bord des englischen Dampfers ging, der die Reise nach San Francisco anzutreten im Begriff war. Dort bestieg ich ohne Aufenthalt den Gilgug der Pacificbahn, immer das Täschchen in der Brusttasche tragend und bei jedem Stoß zitternd, daß das Porzellan springen könne. So rollte ich weiter, und dann kam wieder die Seefahrt, und endlich schlugen in Bremerhafen deutsche Töne an mein Ohr —

Braun rüttelte mich am Arm. „Aber, bester Freund, Sie sind ja nicht zu wecken, so fest haben Sie geschlafen. Ist der Roman so langweilig?“

Unwillkürlich griff ich in die Brusttasche. Ach, das reizende Lacktäschchen war fort! —

„Gut, daß Sie wenigstens fertig angezogen sind, Krüger's werden uns schon erwarten,“ fuhr Braun fort.

Allmählig fand ich mich zurecht, aber mit einem Seufzer, denn nun der Traum so schön hätte werden können, war er zu Ende.

Auch Minnie Krüger war leider nicht die gesuchte Unbekannte, noch hatte Braun Unrecht gehabt, ihre Augen grau zu nennen; infolgedessen verwirrten sie mich nicht, und die Tasse blieb unzerbrochen in meinen Händen, — freilich war es auch nicht eine von den fünf unerfesslichen...“



Rachtraud verboten.

### „Aschenputtel“ in Schottland.

Von Karl Blind.



Aschenputtel, das dem anmutigsten unserer Volksmärchen ist, das vom Aschenputtel. Allerdings fehlt auch ihm nicht der den Dichtungen der Vorzeit oft anhaftende Zug der Grausamkeit. Verwandte Märchenstoffe sind bis in's graue Alterthum bei verschiedenen Völkern nachweisbar. — bis nach Aegypten und Griechenland hin. Neuere vergleichende Sagen-sammler haben in dem schmuggigen, in der Dunkelheit sitzenden Aschenputtel, das nur glänzend hervortritt, wenn es in die Nähe des Königssohnes kommt, ein Bild der aus der Nacht sich erhebenden Morgenröthe sehen wollen, welche ihren Glanz von der Sonne erhält. Diese Seite der Auslegung wollen wir hier unbesprochen lassen.

Will man doch einmal vergleichen, warum nicht an die hebräische, freilich auch des grauenhaften Inhaltes nicht entbehrende hellenische Sage von Eros und Psyche erinnern?

Ein König kommt darin vor, und drei Schwestern werden erwähnt, welche auf die durch ihre Schönheit berückende Psyche eifersüchtig sind. Unter den schmerzlichen Prüfungen, welche der Psyche von der rachsüchtigen Liebesgöttin Aphrodite auferlegt werden, befindet sich die Aufgabe, eine Masse gemischten Samens so zu leeren, daß Körner jeder Gattung in ein besonderes Häuflein geschieden werden. Unfähig, dies zu thun, und mit Martern zur Strafe bedroht, wenn es ihr nicht gelingen sollte, ist Psyche in Verzweiflung, bis ein Schwarm Bienen kommt, welche aus Mitleid die Aufgabe vollziehen.

Sind das nicht die Erbsen und Linen, bei denen die Turteltauben dem Aschenputtel helfen, die guten von den schlechten zu sondern?

Lassen wir für einen Augenblick alle diese Vergleichen, und hören wir ein Aschenputtel-Märchen, wie es bei einem uns nahe stammverwandten Volke, unter den Schotten, erzählt wird. Der Gewährsmann, der es mir schickt, ist Herr Robert Sinclair, ein alter Freund aus Verwick in Schottland, jetzt in Melbourne (Australien), dem ich schon viele werthvolle Mittheilungen über die auf seinen heimathlichen Eilanden noch umgehenden heidnisch-germanischen Wasser-Sagen verdanke. Sein Sohn, Georg Sinclair, hat das Märchen von seiner Schwiegermutter. Sie hörte es einst von ihrem Großvater, der seinerseits es von seiner Großmutter vernommen. Die Familie, welche diese Aschenputtel-Geschichte so von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt, stammt aus einer kleinen Stadt in der Nähe von Glasgow. Niedergeschrieben wurde die Erzählung in solcher Gestalt bis heute noch nicht. Trotz ihres Alters thumt sie sich daher neu. So lautet dies:

#### Schottische Märchen vom Aschenputtel:

Es war einmal vor vielen Jahren ein vornehmer Mann und seine Frau, die wohnten in einer schönen Gegend auf dem Lande. Sie hatten nur ein Töchterlein, das war sehr hübsch und sehr gut, und ihr Vater und ihre Mutter hatten es sehr gern. Als es etwa fünf Jahre alt war, starb die Mutter. Dem Vater brach beinahe das Herz ob des Verlustes seiner Frau, und er überließ das kleine Mädchen so ziemlich sich selbst. Es weinte viel und konnte nicht verstehen, wo die Mutter hingegangen war, daß sie gar nicht mehr zu ihm kam.

Nach einer Weile heirathete der Vater eine Witwe, die hatte zwei Töchter, beide älter als das kleine Mädchen. Sie waren beide nicht hübsch und wurden eifersüchtig auf die Schönheit ihres Stiefschwesterleins. Da beschloßen sie, den Versuch zu machen, es in die Nähe zu den Wägen zu verweisen; aber ihre Mutter scheute sich, dies zu thun, aus Furcht vor ihrem Gemahl. Endlich hegte sie einen Anschlag aus, durch welchen sie dachte, sie könne allmählig den Tod ihrer Stieftochter herbeiführen.

Das kleine Mädchen hatte die Felder und die Blumen und die Schafe sehr gern. Die Schafe aber hatten eine Lücke in der Gartenhecke gefunden, durch welche sie hereinkommen konnten, und die Mutter sagte dem kleinen Mädchen, es müsse dort bleiben und auf die Lücke Achtung geben und nicht die Schafe hereinlassen; und sie wolle ihm etwas Mittagessen schicken. Als die Essenszeit kam, schickte sie dem Kinde einen Fingerhut voll Brühe, ein Gerstentorn, eine Fleischstange und eine Krume Brod. Das Kind war bald damit fertig und fühlte sich gerade so hungrig, als ob es nichts gehabt. Es wagte aber nicht, heim zu gehen, da ihm gesagt worden, es müsse bis Nachts draußen bleiben. Es fing an zu weinen, und wie es so in Thränen da saß, kam ein schwarzes Schäflein zu ihm heran und wollte wissen, was ihm fehle. Das Kind sagte ihm, es habe kein Essen gehabt und sei recht hungrig. Das Schäflein erwiderte ihm: „Weine nicht, sondern stecke Deinen Finger in mein Ohr und sieh, was Du da finden kannst!“

Da steckte es den Finger in Schäflein's Ohr und zog ein groß Stück Brod heraus. Das Lämmlein sagte ihm: „Stecke Deinen Finger in mein anderes Ohr!“ Und das Kind that so und zog ein groß Stück Käse heraus und hatte ein gutes Mahl und fühlte sich ganz glücklich. Am Abend, statt müde und hungrig zu sein, wie seine Stiefmutter es erwartet hatte, war es recht munter und fröhlich. Am nächsten Tage wurde ihm wieder befohlen, hinauszugehen, und die Stiefmutter sagte ihm, sie werde ihm kein Mittagessen hinaus schicken.

Aber das Lämmlein kam abermals und gab ihm wiederum Brod und Käse. Da begann die Stiefmutter zu denken, es müsse mehr dahinter sein, als sie wisse; sie sandte daher einen Mann aus, der am nächsten Tage auslaufen sollte. Der Mann sah, wie das Lamm das kleine Mädchen mit Brod und Käse näherte und ging zurück und erzählte es der Stiefmutter. Darauf sagte sie ihrem Gemahl, sie möchte gern eins der Schafe geschlachtet haben, und er antwortete ihr, sie könne irgend eines, das sie wünsche, schlachten lassen. So ließ sie denn das schwarze Schäflein tödten.

Des anderen Tages, als das Kind weinend auf dem Felde saß, kam eine drollige, kleine, alte Frau zu ihm heran und fragte, was ihm fehle. Als es ihr sagte, was mit dem Schäflein geschah, antwortete die Frau, es solle nicht weinen, sondern alle die Knochen des Schäfchens sammeln und ihr bringen. Das Kind brachte alle Knochen zusammen bis auf ein Schenkelbein, das konnte es nicht finden; und so gab es all' die anderen Knochen der kleinen, alten Frau.

Als der Sonntag kam, wurde das Kind zu Hause gelassen, um das Essen zu kochen, während die Uebrigen in die Kirche gingen. Die Stiefmutter ließ ihm wieder einen Fingerhut voll Wasser, ein Gerstentorn und eine Krume Brod zurück und gebot ihm, einen großen Topf voll Suppe daraus zu machen. Das Mädchen wußte nicht, was thun; es saß weinend da und

wünschte sich sein Lämmlein herbei, das würde ihm sicher geholfen haben. Siehe, da kam das schwarze Schäflein herein, hübsch, weil ihm ein Schenkelbein fehlte, und es sagte dem Kinde: „Weine nicht, sondern zieh' Dich hübsch an und geh' in die Kirche; ich selbst will das Essen kochen. Komm' aber ja wieder nach Hause, ehe die Kirche aus ist!“

Da ging das Mädchen fort und putzte sich und zog ein Paar schöne Glasschuhe an, die ihm gehörten. Als es in die Kirche kam, hatte der Gottesdienst angefangen, und es saß nicht weit von der Thür. Es trug sich zu, daß ein junger Prinz in seine Nähe zu sitzen kam, und er war von der Schönheit des Mädchens so bewegt, daß er dachte, er wolle ihm nachgehen und sehen, wo es wohne. Aber es ging vor ihm hinaus, und da war es für ihn zu spät.

Als das Mädchen heim kam, legte es seine alten Kleider an, und seine Stiefmutter und Schwestern waren erstaunt, das Essen bereit zu finden. Am folgenden Sonntage wurde das Mädchen wieder zu Hause gelassen, und das Lamm kam wieder und schickte es in die Kirche. An diesem Sonntage ging der Prinz ihm nach; das Mädchen aber, in der Eile, fort zu kommen, verlor einen seiner Schuhe. Der Prinz hob ihn auf und steckte ihn in seine Tasche, da er sah, daß er ihn nicht folgen könne. Am nächsten Tage ließ er eine Kundmachung ausgeben: er werde die Heirathen, welche den Schuh anziehen könne.

Mit der Zeit kam er an das Haus, wo das Mädchen wohnte, und eine der Stiefschwester sagte, sie könne den Schuh anziehen. Da ergriff sie ein Radmesser und hieb ihre Fehen und ein Stück von ihrer Ferse ab und zog den Schuh an.

Der Prinz nahm sie auf sein Ross hinter sich, um sie in sein Schloß zu bringen, wo er sie heirathen wollte. Auf dem Wege mußten sie an einigen Bäumen vorbei kommen. Auf dem ersten Baume saß ein Rabe, der rief:

„Zerschaltete Fers' und verflümmelte Feh'  
Hinter dem jungen Prinzen reitet,  
Doch schöner Fuß und lieber Fuß  
Hinter dem Rächentessel leidet!“

Da frug der Prinz: „Was hat der Vogel da gerufen?“ — „O,“ erwiderte sie, „laß das gut sein; er schwappt nur Un-sinn!“

Aber am nächsten Baume rief ein anderer Vogel, wiederum ein Rabe, ganz dasselbe. Da stieg der Prinz ab und schaute ihren Fuß an und sah, daß er ganz blutig war. Er sagte dann, er sei überzeugt, der Schuh gehöre nicht ihr. Da brachte er sie zu ihrer Mutter zurück und bestand darauf, hinter dem Rächentessel nachzusehen, und da erblickte er das kleine Mädchen. Sie bat, hinausgehen zu dürfen, um ihr Kleid zu wechseln und den anderen Schuh zu holen; und sie kam mit dem Schuh herunter.

Da erkannte der Prinz sie sofort und nahm sie auf seinem Rosse mit sich fort. Als sie an dem ersten Baume vorbeikamen rief der Vogel:

„Schöner Fuß und lieber Fuß,  
Hinter dem jungen Prinzen reitet;  
Doch zerschaltete Fers' und verflümmelte Feh'  
Zu Hause bei der Mutter weilet.“

Sie ritten weiter und erreichten das Schloß und waren da auf ihr Lebtag glücklich; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

Obwohl nicht so schön, wie unser deutsches Märchen, ist dies schottische doch in vieler Beziehung merkwürdig. Wir hören zwar nichts von dem Haselreis, welches Aschenputtel sich wünschte und auf das Grab der Mutter pflanzte, wo das Reis zum wunderbaren, zauberhaften Baume erwuchs, von dem das weiße Vögelein die Wunschgaben herabwarf. Auch die Schüssel Linen und die Turteltauben und all' die Vögelein unter dem Himmel, welche sich als hilfreiche Thiere erweisen, sind verloren gegangen. Statt des Festes, das der König zur Braut Schau anstellt, und bei dem der Königssohn mit keiner Anderen tanzen will, als mit Aschenputtel, steht dieses den zukünftigen Gemahl in der Kirche. Das schwarze Lämmlein ist es, von welchem Aschenputtel wiederholt in die Kirche geschickt wird. Ein echt schottischer Zug, könnte man sagen: denn die „Sabbath's“ Heiliganna, wie man es dort nennt, geht in Schottland über alle Begriffe.

Allein obgleich dies schottische Märchen viel vom Glanze des deutschen eingebüßt hat, so fällt uns doch in ihm vorerst das schwarze Schäflein auf. Wie kommt dies hinein? Und was bedeutet es wohl?

Von Spanien bis Italien, von Griechenland und Serbien bis nach Finnland hinauf werden Aschenputtel-Geschichten erzählt, und in nicht wenigen derselben begegnen wir einem der Verfolgten hilfreich zur Seite stehenden Thiere, welches geschlachtet wird, aber doch wieder aufersteht. So sehen wir es auch in einem anderen, ebenfalls in Schottland — in Moray-shire — umgehenden Märchen. „Kashin Coatie“ heißt Aschenputtel da wegen seines armeligen Kittelchens. Ihre Mutter war eine Königin, welche ihrer Tochter ein rothes Kalb hinterließ, welches derselben hilft, bis die grausame Stiefmutter es schlachten läßt. Das todte Kalb aber sagte:

„Heb' mich auf, Wein um Wein,  
Und leg' mich dort unter den grauen Stein!  
Und was Du immer brauchst, so komm' nur  
Und such' es bei mir; stets will ich Dir's geben.“

Die Geschichte spielt sich dann weiter wie gewöhnlich ab, und die Vögel klagen die falsche Braut wegen ihres verflümmelten Fußes an.

\*) Im Englischen steht „bides“. Noch bei Hans Sachs kommt „beiten“ als Zeitwort vor, gleichwie im Mittel-Hochdeutschen, — im Sinne von „warten“ oder „weilen“. Die fränkische Mundart besitzt eine Menge theils mit dem Englischen, theils mit den nordgermanischen Sprachen zusammenhängender Wörter, wie sie denn auch das Mittelglied zwischen ober- und niederdeutschen Mundarten bildet.

\*\*) „Aschenbrödel“ ist ein ganz verkehrtes, hochsein sein sollendes Wort ohne Sinn. Das Mädchen wird ja dadurch, daß es die ihm in die Asche geschütteten Erbsen und Linen aus dem Schmutz wieder auszuheben und sich in seinem grauen alten Kittel neben den Herd in die Asche, statt in ein Bett, zu legen hat, nicht zu einem in der Asche gebadenen Bräutchen, Puddels, „herumpuddeln“, ist ein gutes mundartliches Wort, um das Wühlen und Suchen in der Asche auszudrücken. Es kommt als solches im Deutschen wie im Englischen vor.

Im serbischen Märchen von der „Aschen-Dirn“ (Pepelluga), ist die Mutter, weil eine der Töchter, Kara, trotz der Warnung eines alten Mannes, ihre Spindel in eine Erdpalte hat fallen lassen, in eine Kuh verwandelt worden. Kara pflegte die Kuh liebevoll; aber die grausame Stiefmutter läßt diese schlachten und die Knochen in der Herdsche begraben. Aus der Asche entstehen zwei weiße Tauben, welche Pepelluga zu prächtigen Kleidern und zur Hand des Königssohnes verhelfen. Der verlorene Pantoffel und der Ruf der Vögel, — hier sind es Hühner, — gegen die falsche Braut, spielen auch da ihre Rolle.

In einem griechischen Märchen wird die Mutter von den Töchtern gefressen; nur die jüngste weigert sich des grauenwollen Mahles. Aus ihrem Grabe heraus hilft dann die Todte der treuen Tochter zur Heirath. In einem finnischen Märchen, aus Karelien in Rußland, vernehmen wir, wie eine Frau, welche in den Wald ging, um ihr verlorenes Schaf zu suchen, von einer ihr begegnenden Zauberin selbst in ein Schaf verwandelt wird, während diese sich in die Gestalt der verwunschenen Frau wandelt und so den Mann derselben täuscht. Die Zauberin verlangt dann, gerade wie in dem schottischen Märchen, daß das Schaf — es ist auch hier ein schwarzes Schaf — geschlachtet werde. Dieses aber warnt die Tochter, nicht von ihrem Fleische zu essen und ihre Knochen zu sammeln und zu begraben. Davons wächst ein schöner Birkenbaum auf, unter welchem die Stimme der Mutter erklingt. Mit einem Zweige dieses Baumes wird der von der Stiefmutter Gequälten geholfen, und schöne Kleider kommen für sie aus der Erde hervor. Im Weiteren spielt sich die Geschichte ziemlich ähnlich, wie im deutschen Aschenputtel-Märchen ab. Nur kommt, an Stelle des Pantoffels, ein Ring vor, an welchem der Königssohn seine Geliebte erkennt.

Aus diesen Zusammenstellungen ergibt sich klar genug, daß sowohl das schwarze Lämmlein des deutschen Märchens, als auch der so vielfach in diesen Geschichten erscheinende zauberhafte Baum die verwandelte Mutter darstellt. Eine Form des altergermanischen Unsterblichkeitsglaubens ist die, daß aus dem Leibe der Begrabenen Blumen und Sträucher aufsprühen, in welchen sie fortleben.

Die Rückzauberung geschlachteter Thiere zum Leben, wie sie das oben erzählte schottische Märchen hat, kann man, unter Anderem, in der jüngeren Edda (siehe „Gylfi's Verblendung“, 44) lesen. Da schlachtet der Donnergott Thor seine Böcke in eines Bauern Herberge und läßt sie am anderen Morgen wieder aus den von seinem Hammer geweihten Fellen auferstehen. Vorher hatte er geboten, die Bauersteute sollten die Knochen auf die Felle werfen. Als aber die Böcke wieder auferstanden, lahmte einem das Hinterbein, und da ergab es sich, daß des Bauern Sohn ein Schenkelbein des geschlachteten Thieres zerbrochen hatte, um zum Markte zu kommen. Dieser Hinweis mag zeigen, daß sich in dem schottischen Märchen ein merkwürdiges Ueberbleibsel germanischen Heideglaubens findet.

In diesen Ueberbleibseln dürfen auch die Raben des schottischen Märchens gerechnet werden. Es sind Wodan's oder Odin's heilige Vögel. Bei uns gelten sie als Unglücksvögel, weil die auf den Glauben unserer Voreltern gefolgte neue Lehre offenbar mit jenen Sinnbildern des großen Naturgottes aufräumen wollte. Auf englischem Boden hat sich das anders gemacht; hier gelten die Raben noch — wie bei uns die Störche und die Schwalben — als liebe, das Haus umflatternde Vögel. Man kann sie auf englischen Landhäusern in Unmassen gehet finden; ihr Getöse hat für das hiesige Volk durchaus nichts Widriges, vielmehr etwas Anheimelndes.

Es giebt auch eine französische Aschenputtel-Geschichte von „Cendrillon“, „Cucendron“ oder „Culcendron“. Sie ist von Perrault im Jahre 1697 in einer Sammlung von Volksagen veröffentlicht worden. Im Vergleich zu dem deutschen Märchen kann sich das französische kaum sehen lassen: es ist schon viel zu salonmäßig und schleppflehlig ausgedünstelt. Es schmeckt theils nach Versailles, theils nach der komischen Zauber-Oper. Die Tiefe des Gefühls, die Anmuth, das wahrhaft Rührende sind darin vermischt. Ein schriftstellerischer Haarträuser ist sozusagen mit seinen Brenneisen und Pomaden darüber hergefahren. Das Grab der Mutter ist verschwendet; kein Bäumlein „rüttel' Dich und schüttel' Dich“ wächst aus ihm empor, kein weißes Vögelein erscheint. An seiner Stelle findet sich eine ganz höfliche Fee, welche Cendrillon's Pathin ist und mit ihren Küssen mehr an eine Offenbachsade, als an den echten Zauber einer gütigen Fee gemahnt.

Der von dem Prinzen gefundene Pantoffel wird im Perrault'schen Märchen zuerst an den Füßen der Prinzessinnen, Herzoginnen u. s. w. und am ganzen Hofe versucht, dann an den Füßen der beiden Schwestern, welche ihr Möglichstes thaten, um ihren Fuß in den Pantoffel hineinzubringen, jedoch nicht damit zuwege kommen konnten. Nichts von der Fußverflümmelung, nichts von dem warnenden Rufe der Täubchen auf dem Haselstrauch. Die unfreundlichen Schwestern werfen sich zum Schluß, ganz wie im regelrechten Schauspielstück, dem zu hohen Ehren gekommenen Cendrillon zu Füßen und bitten es um Verzeihung für all die schlechte Behandlung, welche sie ihm zugefügt hatten. Cendrillon hebt sie auf und sagt ihnen, indem es sie umarmt, daß es ihnen von Herzen verzeihe und sie ersuche, ihm immer ihre Liebe angedeihen zu lassen; worauf dann die Schwestern bei Hofe aufgenommen, im Palaste untergebracht und am selbigen Tage mit zwei großen Herren des Hofes verheirathet werden.

Der Verfasser fügt noch zwei Sittenlehren (Moralités) in Versen hinzu, deren letzte recht geschneidert so lautet:

C'est sans doute un grand avantage,  
D'avoir de l'esprit, du courage,  
De la naissance, du bon sens,  
Et d'autres semblables talens,  
Qu'on reçoit du Ciel en partage;  
Mais vous aurez beau les avoir,  
Pour votre avancement es seront choses vaines,  
Si vous n'avez, pour les faire valoir,  
Ou des parrains ou des maraines.

Also Pathen oder Pathinnen muß man vor Allem haben, um in der Welt fortzukommen. Das ist des Cendrillon-Märchens geheimster Sinn. Da möchten wir doch lieber Flügel der Morgenröthe nehmen, um in Aschenputtel's eigentliche Natur-Heimath zu gelangen, jedenfalls aber eher beim Grimm'schen Märchen bleiben oder selbst das schottische dem französischen vorziehen.



# Verschiedenes

Nachdruck verboten.

**In der Klosterküche.** Von Ernst Kovat. Siehe die Abbildung, Seite 153. — Es ist Sonntag. — aber der vielerfahrene Pater Küchenmeister weiß es, daß auch an dergleichen materiell mageren Tagen die Gans seiner Klostergenossen zu erhalten. Er ist nicht nur ein Meister im Bereiten von allerhand gastronomischen Feinesen, sondern versteht sich auch auf das einfach Schmackhafte, das bekanntlich selbst die raffinierteste Zunge zuweilen dem Capriciosen vorzieht. — er kennt sich nicht nur in den Kochbüchern des Brillat-Savarin und Baron Baerff, sondern auch in der „bürgerlichen Kost“ trefflich aus. An den Fasttagen wird er sogar zum Vegetarier. Es kann dreist behauptet werden, daß er in Bezug auf die Behandlung der Gemüse eine Art Genie ist. Den Blumentohl versteht er auf dreizehn verschiedene Arten zu bereiten, auch seine „Gesellschafts-Gemüse von allerlei“ sind berühmt, — am meisten aber schätzt man seine Virtuosität in der Salat-Bereitung. Darin ist er wirklich ein „Künstler“, wie der Herr Prior kürzlich anerkennend äußerte. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt an den Fasttagen die „rothe Marie“ in der Klosterküche. Die Marie ist nämlich ein rothbärdiges und rothhaariges Bauernmädchen, ein lustiges Ding, das allwöchentlich drei Mal aus dem nächsten Dorfe zum Kloster kommt und Gemüse und Früchte feil hält. Da fliegt denn auch wohl manch' Scherzwort herüber und hinüber — denn Pater Coelestin ist von Grund aus eine heiter veranlagte Natur, was sich, wie kein Mensch streiten wird, durchaus mit Ernst der Befinnung und frommem Denken vereinigen läßt. Und was dem Pater Küchenmeister weiterhin nicht verdacht werden kann: er unterhandelt viel lieber mit der hübschen und lustigen Jungfer Marie, als mit der einäugigen alten Liefse, die das Fleisch aus der Stadt zu holen pflegt. . . .

**Bereist.** Von Hugo Darnaut. Siehe die Abbildung, Seite 157. — Herbststimmung! Wundervoll klar ist die Luft, seit die letzten weißen Morgenmehel vor der steigenden Sonne zerfoben und zerflattert sind. Die Natur schreitet dem Winter entgegen. Schon hat heulender Herbststurm arg in dem kalten Laube des Waldes gehaust, hat die bunte Blätterpracht hoch in die Lüfte geworfen und mit verheerender Wucht an dem Gezweige gezerrt. Man liegt der erste Reif auf den Bäumen und glänzt im Sonnenlichte. Der Reif ist der Vorbote des Schnees, — nicht lange mehr, und im winterlichen Walde schweigt auch des Holzfällers lärmende Art, und stumm und öde dehnt sich unter der weißen Hülle die Landschaft aus.

# Sur's Haars

Nachdruck verboten.

**Etwas von der Lampe.** — Nur zu oft klagen wir über trüb brennende, oder bei dem geringsten Hochschrauben qualmende, übelriechende Lampen, und doch könnte der Mißstand meist durch ein verständiges „Putzen“ vermieden werden. Längst schon hat sich in Amerika, dieser Erkenntniß Rechnung tragend, eine Genossenschaft von Lampen-Putzeinnen gebildet, die monatlich engagirt, in den Morgenstunden von Haus zu Haus gehen, ihres Amtes zu walten, und vielleicht wäre auch bei uns dieser neue Berufszweig nicht ganz aussichtslos. Für's Erste indes wollen wir selbst noch einmal zeigen, wie man es im eigenen Hause anzufangen hat, um den Schaden zu kuriren. Zunächst Sorge man für das erforderliche Putzzeug und halte es gut im Stande. Eine wohlgeschneidende Lampenschere, umgeben von einem Rande, der das Abfallen des abgetrennten, verkohlten Dochtes verhindert, ein Cylinder-Reiniger, ein stets sauberes, weiches Leinentuch, ein zweites gröberer Art, zum Abwischen der feuchten Stellen bestimmt, ein dünnes Holzstäbchen, um in die Höhlung des Brenners zu fahren, sind unerlässlich. Ebenso eine Petroleum-lampe, die unnützes Vergießen oder Ueberlaufen des Brennstoffes vermeidet. Auch sollte man stets sorgen, daß einige passende Cylinder und Dochte, beide aus dem Geschäfte bezogen, aus welchem die Lampe stammt, im Hause seien. Beim Putzen des Dochtes ist es grundfalsch, von diesem die gebrauchten Stellen vollkommen abzuschneiden, vielmehr sollen nur die wirklich verkohlten entfernt werden, was oft durch ein Ueberreiben mit dem zweit-ausgeführten Tuche zur Genüge geschehen kann. Bei offenem Dochte ist genau darauf zu achten, daß die beiden Endseiten desselben absolut gleichstehen, denn die geringste Verschiebung erzeugt unbedingt ein Qualmen; darum soll auch gleich beim Putzen der Docht richtig geschraubt werden, sodas beim Anzünden nichts geändert zu werden braucht. Der innere Hohlraum des Brenners, in dem sich weder Kohlenabfälle noch Unsauberkeiten ansammeln dürfen, ist täglich mittelst des Holzstäbchens, das mit einem Zipfel des Putztuches umwickelt wird, zu reinigen, dergestalt, daß man, von oben hineinfahrend, alles Angehörige entfernt. Die äußeren blanken Theile, das den Docht umgebende, — abzunehmende, — Rändchen, werden abgewischt, die braunen Ansätze mit etwas Spiritus abgerieben, die Messingtheile mit Putzpulver oder Putz-pomade, — von letzterer braucht man nur eine ganz kleine Quantität, — und einem wollenen Lappen gepulvt. Bronzirte Theile sind nur abzuwischen. Das Eingießen des Petroleum's geschehe mit Vorsicht, nach demselben und dem Zuschrauben des Bassins, wird dieses gut abgerieben, ein Verfahren, das unmittelbar vor dem Anzünden wiederholt werden muß, da leider ein Durchschweigen des Erdöls fast nie ganz vermieden werden kann. Für das Reinigen der Gloden genügt meist ein trockenes Abwischen, den Cylinder hauche man an und fahre dann mit dem in ein weiches Leinentuch gewickelten Reiniger hinein. Haben sich durch feuchte Finger, Rindhölzler u. Flecke gebildet, die nicht weichen wollen, so nehme man ein wenig Spiritus zu Hülfe, wasche die Cylinder nach Bedarf in warmem Wasser, in das man ein Stückchen Soda warf, verabsäume dann aber nicht, sie vollkommen rein abzutrocknen, da die kleinste Feuchtigkeit beim Anzünden der Lampe ein Zerpringen hervorrufen würde. Ein Anhauchen der Cylinder beim Anstecken des Lichtes verhindert ein bläuliches Beschlagen durch die Flamme; auch Sorge man für ein gerades Aufsetzen, damit ein Anblaken vermieden werde. — Oft genug zwar ist auf die Gefahr aufmerksam gemacht worden, die

ein Zugziehen von Petroleum auf eine brennende Lampe mit sich bringt, dennoch wird die gleiche Unvorsichtigkeit wieder und wieder begangen; wir wollen deshalb noch auf einen neuen patentirten, sehr zweckmäßigen Ausguss für Flaschen und Kannen aufmerksam machen, die zur Aufnahme feuergefährlicher Flüssigkeiten bestimmt sind. Es wird durch denselben jede Explosion verhindert, die beim Ausgießen des Petroleum's eintritt, wenn dies der Flamme zu nahe kommt und der verdunstende Kohlen-Wasserstoff, sich mit der atmosphärischen Luft mischend, zu brennen beginnt. **Franz Hartwig.**

**Quitten-Gelée.** — Die Quitten werden mit einem Tuche sauber abgewischt, ungeschält, aber entfernt in einen Eimnagelgefäß gethan und mit so vielem Wasser übergossen, daß sie davon bedeckt sind. Sobald sie vollständig weich gekocht sind, schüttet man sie in ein aufgespanntes Tuch, läßt den durchgelaufenen Saft einige Zeit stehen, gießt ihn recht klar ab, sodas der Bodensatz zurückbleibt, rechnet je auf ein Kilo Saft 750 Gr. Zucker, schlägt diesen in kleine Stücke und läßt Weibes so lange zusammen kochen, bis das Gelée breit von dem eingetauchten Schwämmöffel fällt. Die Quitten geliren leicht, darum muß man gut darauf achten und unter beständigem Rühren Sorge tragen, daß die Farbe eine schön durchsichtige bleibe und sich nicht zu sehr bräune. — Großer Beliebtheit erfreut sich auch das Quittenbrod, das im Handel ziemlich theuer, ebenfalls leicht und einfach herzustellen ist. Hierzu werden die reifen Quitten in oben angegebener Weise in Wasser weich gekocht, letzteres abgeseigt und die Früchte, wenn sie abgetropft sind, durch ein Sieb gestrichen. Auf ein Kilo Quittenmasse rechnet man ein Kilo Zucker, kocht diesen bis zum vierten Grade (zum Bruche) ein, schüttet die Frucht-Marmelade hinzu und läßt sie unter beständigem Rühren kochen. Deß in flache Papierkästchen oder beliebige Formen gefüllt, muß die Masse im lauwarmen Ofen trocknen; nach dem Erkalten befeuchtet man die äußere Seite des Papiers, nimmt das Quittenbrod heraus und bewahrt es, in Porzellan- oder Blechkasten verschlossen, bis zum Gebrauche. **E. D.**

**Mittel gegen das Schimmeln der Schinken, Würste u.** — Um dem Schimmeln ganz vorzubeugen oder dasselbe zu beseitigen, ist nichts empfehlenswerther, als gewöhnliches Kochsalz in einem Teller nur mit soviel Wasser zu übergießen, daß eine breiartige Lösung des Salzes erfolgt. Wenn man schimmelige Würste mit diesem Salzpulver dünn aufstreicht, verschwindet der Schimmel sofort, und nach einigen Tagen überziehen sich die Würste mit überaus feinen Krystallen, die jeder weiteren Schimmelbildung vorbeugen. Dasselbe Verfahren ist auch sehr zu empfehlen, um zeitweilig in den Gelenken auftretenden Schimmel bei den Schinken zu beseitigen oder ihm vorzubeugen. **D.**

**Französischer Senf.** — Von den drei Arten des Senfes, dem weißen, braunen und schwarzen, giebt man in Frankreich fast ausschließlich dem braunen den Vorzug; wenigstens wird er von allen Fabrikanten verwendet. Nachdem der Senf zerlesen und gereinigt, läßt man ihn 24 Stunden in Wasser weich werden, dasselbe zwei bis drei Mal wechselnd. Dann löst man ihn, mit etwas Essig angefeuchtet, in einem großen Mörser, oder mit einem Stöbel auf einer Marmorplatte fein und drückt ihn durch ein ganz enges Haarsieb oder ein leinenes Tuch. Eine Hauptbedingung ist die Feinheit des Senfmehles, das man im Süden Frankreichs nur mit einem süßen Weine mischt, der durch Einkochen etwa auf ein Drittel seiner ursprünglichen Quantität reducirt wird. Noch allgemeiner verbreitet ist ein Senf, dem man, wie nachfolgend angeführt, verschiedene pikante Zusätze giebt. Man rechnet hierbei auf 1 Liter Senfskörner je 6 Gramm von: Petersilie, Körbel, Estragon und grünem Sellerie, ferner einige Zehen Knoblauch, 20 Gr. Salz und das Fleisch von 6 Andovis. Alles zusammen wird in angegebener Weise gestampft, durch ein Sieb gedrückt, und der gewonnene Brei in kleine Streitdöpfe gefüllt. In einem jeden dieser Döpfe läßt man ein etwa fingerlanges, rothglühend gemachtes Stück Eisen, das in den Senf gestoßen wird, sich langsam abkühlen, ein Verfahren, welches bezweckt, dem Mostich die überflüssigen wässrigen Theile zu entziehen, und ihn weniger bitter zu machen. Nachdem man, wenn dies geschehen, etwas Weinessig aufgefüllt, verkorkt und versiegelt man die Döpfe und bewahrt sie bis zum Gebrauche. **v. F.**

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**  
**Fettflecke in Papier.** — Ich habe ein werthvolles illustriertes Werk, das leider durch einige Fettflecke entstellt ist. Wie kann ich dieselben am besten beseitigen? **Fritz S. in Halle.**  
**Welche Pflanzen.** — Giebt es ein Mittel, um well gewordene Topfpflanzen zu beleben? **Kosa in Rempten.**

**Antworten.**  
 (Auf die besüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)  
**Ananas (152).** — Als ein ganz vorzügliches Verfahren, Ananas einzumachen, kann ich das folgende empfehlen: Die Ananas wird geschält, in ganz feine Stücke geschnitten und mit geläutertem Zucker übergossen; man rechnet auf 250 Gr. Ananas 500 Gr. Zucker, der mit einem viertel Liter Wasser geläutert wird. Frucht und Zucker füllt man entweder in Eimnagel-Flaschen, die verkorkt und später verpicht werden, oder, was noch besser, in Schraubengläser, und setzt diese in einem mit kaltem Wasser und Hen gefüllten Kessel zum Garen, wo man sie genau 15 Minuten kochen läßt. Es empfiehlt sich, möglichst kleine Gläser zu nehmen, da man den Inhalt eines solchen, wenn einmal geöffnet, nicht aufbewahren kann. Auch die Schale der Ananas läßt sich noch verwenden, da man sie mit leichtem Wein zu einer Bowle anstellen kann. **Franz D. R. in Berlin.**  
**Stachelbeer-Gelée (152).** — Man fülle einen Steintopf mit reifen Stachelbeeren, binde ihn mit Papier zu, setze ihn in kochendes Wasser, — das aber nicht überprigen darf, — und lasse die Beeren so lange kochen, bis sie vollkommen weich sind. Durch ein Sieb gegossen, nehme man auf 1/2 Liter Saft 1/2 Kilo besten Raffinade-Zucker, käre diesen, thue den Fruchtast hinzu und lasse ihn so lange kochen, bis eine auf einen Teller getropfte Probe

gelirt. In kleine Gläser gefüllt, werden sie mit Pergament-Papier oder Blase verbunden und an einem kühlen Orte bewahrt.

**Seifen-Recept (144).** — Auf 3 Pfd. reines, ausgelassenes Fett rechnet man 4 Liter Wasser und 1 Pfd. Seifenstein oder kohlensaure Soda. Dies alles zusammen in einem genügen großen Kessel aufgesetzt, läßt man 3—4 Stunden kochen, thut vor dem Anrichten zwei gute Hände Salz daran, damit sich die Seife von der Lauge scheidet und schüttet die Masse in ein, am besten hölzernes Faß, in dem man die Seife erkalten läßt und sie dann schneidet. Die Lauge kann man verdünnt zum Scheuern und gestrichener Fußböden brauchen. Da die Seife leicht überkocht, ist es rathsam, immer kaltes Wasser zur Hand zu haben, um sie zu löschen. **R. Van.**

**Reinheit der Leinwand (128).** — Die Verfälschung von Leinwand durch Baumwolle läßt sich beim bloßen Ansehen nicht erkennen, es gehört, um sich sicher zu überzeugen, dazu eine Untersuchung mittelst chemischer Mittel, besser noch die durch das Mikroskop. Die besten chemischen Substanzen sind Leinöl und Schwefelsäure. Während die Leinwand, sobald man sie mit Leinöl befeuchtet, ein durchscheinendes Ansehen, wie geöltes Papier, bekommt, bleibt die Baumwolle undurchsichtig, es zeigen sich also in der Leinwand durchsichtige und weiße, nicht transparente, Streifen. Die Probe mit Schwefelsäure besteht darin, daß man die von aller Appretur befreite Leinwand in englisches Vitriol taucht (die feinsten Sorten 1 Min., mittlere 2—3, grobe 10 Min.) und sie in reinem Wasser nachspült. Nach diesem Experiment lösen sich die Baumwollfäden, der Leinwand wird nicht angegriffen. Das sicherste Mittel ist die Anwendung des Nitroscop's, durch das man sofort die große Verschiedenheit der Flach's- und Baumwollfaser erkennt. Die Zellen des Flach's sind straff und gerade, einen feinen Glasfäden vergleichbar, auf dem Querschnitt der Faser sieht man den inneren Hohlraum als kleinen Kreis, von dem aus zwei Linien durch die Länge laufen, es sind dies die durchschimmernden Grenzen des feinen Kanals, in dem sich der durchsichtige Zellstoff befindet, der fast die ganze Flachfaser bildet. An den Enden laufen die Fasern sehr fein aus, durch das Aneinanderlegen zweier solcher Fasern verbinden sich diese zu einem langen dünnen Fädchen. — Die Baumwollfäden dagegen gleichen schmalen Bändchen, die sich an einzelnen Stellen zuweilen schraubenartig drehen, sie haben einen größeren, mehr breitgedrückten Hohlraum als der Flach's, sind überhaupt breiter als dieser und sehen fast aus wie flachgedrückte kleine Schläuche. — Für die Aufbewahrung der Leinwand empfiehlt es sich, dieselbe zu rollen und so in Koffer oder Kisten zu legen, die an einem trocknen, luftigen Orte stehen. Geblaute oder appretirte Leinwand muß man zunächst waschen und rollen, sie wird sonst durch längeres Liegen müde. Ueberhaupt ist ein zu langes Liegen nicht rathsam; wenigstens sollte die Leinwand in diesem Falle jährlich einmal gewaschen werden. **Frau E. B. in Siegnitz.**



**Altdeutsches Waschränken**  
 in Eichenholz und mit Polster-Edern gebeist, sowie mit Einlagen von angarischen Eichen. Von J. M. Eysler, Hofmöbelfabrik und kunstgewerbliches Etablissement in Nürnberg. Höhe 2,20 Meter, Gesimsbreite 75 Cent., Körper 55 Cent.  
 Druck von Otto Durr in Leipzig.